

Die Tagespost FORUM



Mosaik in der melkitischen Basilika Sankt Paul im libanesischen Wallfahrtsort Harissa.

Tod, wo ist dein Stachel?

Epikur, Heidegger und Christus: S. 34
Sebastian Ostritsch: Wenn es zum
Tod kommt, braucht Philosophie
die Offenbarung

Das leere Grab: S. 35
Manfred Gerwing: An der
Auferstehung Jesu scheiden sich
die Geister der Theologie

Transhumanismus: S. 38/39
Ewig leben mit KI? Absage an den
Traum von der irdischen
Unsterblichkeit

Ars moriendi – Kunst des Sterbens: S. 40
Lorenz Jäger: Die Kostbarkeit des
Lebens in seiner Vergänglichkeit
erkennen

Lob der Ewigkeit: S. 41
Peter Seewald: Was eine
Gesellschaft verliert, die den
Glauben an die Ewigkeit verliert

Salzburger Festspiele: S. 43
Der Tod im Theater: Wie große
Schauspieler
den „Jedermann“ verkörpern

Der Tod und die Deutschen: S. 44
Eine Umfrage beleuchtet das
Verhältnis der deutschen
Bevölkerung zum Tod

Den Tod überwinden

Die Hoffnung auf das ewige Leben verleiht dem Diesseits seinen Sinn **VON FRANZISKA HARTER**

Noelia ist tot. Die junge Spanierin starb vor wenigen Tagen durch assistierten Suizid. Ein Kind aus prekären Verhältnissen, Opfer einer brutalen Gruppenvergewaltigung, querschnittsgelähmt nach einem versuchten Selbstmord, schwer depressiv: Das Leben hat es nicht gut gemeint mit Noelia Castillo Ramos. Zurück bleibt eine zerrissene Familie, die vergeblich um das Leben der 25-Jährigen gekämpft hat, und eine Gesellschaft, an deren Händen Blut klebt. Seit 2021 sind in Spanien sowohl die Beihilfe zum Suizid als auch die Tötung auf Verlangen legal. Der Tod als Eingeständnis des existenziellen Scheiterns, das Osterfest als Hoffnung auf ein ewiges Leben – der Kontrast könnte nicht größer sein.

In Deutschland kippte das Bundesverfassungsgericht 2020 das gesetzliche Verbot der geschäftsmäßigen Sterbehilfe unter Berufung auf das allgemeine Persönlich-

keitsrecht. Die Entscheidung des Einzelnen, sich das Leben zu nehmen, sei „als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren“. Wie zynisch die Rede von der „Selbstbestimmung“ ist, macht der Fall Noelia deutlich, zeigt er doch, dass Selbstmord kein souveräner Akt, sondern eine Verzweiflungstat ist. Wo Selbstbestimmung zum höchsten Dogma wird, auch dort, wo sie zerstörerisch wirkt, leidet die Menschenwürde.

Für eine Gesellschaft, die auf dem Glauben an die Menschenwürde gegründet ist, ist jedes Leben der Rettung wert. Eine Gesellschaft, die aktive Sterbehilfe akzeptiert, sieht einzelne Leben stattdessen als endgültig gescheitert an. Wie tief diese letztlich nihilistische Ethik in die Köpfe und Herzen eingesickert ist, zeigt eine aktuelle INSA-Umfrage im Auftrag der „Tagespost“ (siehe auch S. 44): Eine absolute Mehrheit der Deutschen befürwortet die Beihilfe zum Suizid (59 Prozent) und

eine Legalisierung der in Deutschland bis jetzt verbotenen Tötung auf Verlangen (64 Prozent). Auch Katholiken sind in der Mehrheit für Suizidhilfe (58 Prozent) und die Tötung auf Verlangen (63 Prozent).

Diese Ergebnisse korrespondieren mit dem Verlust des Glaubens an den auferstandenen Jesus Christus und an ein Leben nach dem Tod – auch unter Christen. Die leibliche Auferstehung Jesu Christi (Manfred Gerwing, Seite 35) wurde in den letzten Jahrzehnten von der liberalen Theologie allzu oft ins Symbolisch-Zeichenhafte sublimiert. Sicherlich ist das ein Grund, warum selbst unter Katholiken diejenigen in der Minderheit sind, die an die Auferstehung glauben.

Nun gehört es zum Kern des christlichen Bekenntnisses, dass Jesus Christus den Tod überwunden hat und wirklich und wahrhaftig auferstanden ist. Nur die Auferstehung verleiht dem christlichen Glauben ihren Sinn: An Ostern feiern wir, dass der

Sohn Gottes selbst unsere Sünden auf sich genommen und sein Leben für uns hingegen hat, um die Menschen zu erlösen und ihnen eine Ewigkeit im Angesicht Gottes zu eröffnen. Das ist eine Hoffnung, die anders leben lässt. Eine Hoffnung, auf der sich eine ganze Kultur errichten lässt, für die der Glaube an die Ewigkeit zentral ist – oder es jedenfalls einmal war (Peter Seewald, Seite 41). Der Glaube daran, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, ist der hermeneutische Schlüssel der großen und kleinen Schöpfungen dieser Kultur, bis hinein in die europäische Kulinarik (Henry Brinker, Seite 42, 43). Hoffnung gibt auch, dass die jüngere Generation nicht nur häufiger an ein Leben nach dem Tod und an die Auferstehung Jesu Christi glaubt, sondern dass bei den jüngeren Menschen auch die Zustimmung zur Suizidhilfe und der Tötung auf Verlangen sinkt.

Auf die menschliche Grunderfahrung der Sterblichkeit findet die Philosophie seit

Jahrtausenden verschiedene Antworten (Sebastian Ostritsch, Seite 34). Mit der fortschreitenden Technisierung und Durchrationalisierung dieser Welt wächst gleichzeitig die – vergebliche – Hoffnung auf ein ewiges Leben im Diesseits. Denn eines bleibt sicher: Jeder von uns wird sterben. Die Frage ist nur: Wie gehen wir damit um? Gläubige Menschen wissen, dass das Ziel des Lebens nicht in der maximalen Selbstbestimmung liegt, sondern in einer Ewigkeit ohne Tränen und Leid. Diese Hoffnung hegen sie auch stellvertretend für die, die nicht an die Ewigkeit glauben. Aus dem Wissen um die eigene irdische Endlichkeit erwächst auch die Erkenntnis der Kostbarkeit jedes einzelnen Augenblicks (Johannes Seibel, Seite 37). Der Tod muss durchlitten werden, um so zur Geburtsstunde eines neuen Lebens zu werden. Dessen freudige Erwartung ist es auch, die dem hiesigen Leben seinen ganzen Sinn verleiht. Ein gesegnetes Osterfest!



Der Philosoph Sokrates: Sinnbild des souveränen Umgangs mit dem drohenden Tod. Gemälde von Jacques-Louis David (1787).

Foto: Wikimedia Commons

Sterben, um zu leben

Zahllose philosophische Theorien ringen mit der Tatsache des Todes. Doch nur das Christentum weiß, dass der Tod in Kauf genommen werden muss, um ihn zu überwinden **VON SEBASTIAN OSTRITSCH**

Im Laufe der Kindheit begreift der Mensch, dass auch er irgendwann einmal sterben wird. Mit der Einsicht in die eigene Endlichkeit beginnt in der Regel auch die Angst vor dem Tod. Selbst einmal nicht mehr zu existieren, ist streng genommen unvorstellbar, solange man noch da ist, um es sich vorzustellen. Und dennoch erfüllt uns der Gedanke an das eigene Nicht-mehr-Sein mit Schrecken. Das Bewusstsein des eigenen zukünftigen Todes ist ein existenzieller Schock, eine derart gewaltige Herausforderung, dass das Philosophieren selbst als die Kunst beschrieben worden ist, sterben zu lernen. In der Tat hat die abendländische Philosophie eine Reihe unterschiedlicher Strategien entwickelt, wie mit der Sterblichkeit umzugehen ist, das heißt: wie angesichts des bevorstehenden Todes zu leben sei. Lässt sich die Angst vor dem Tod überwinden? Oder – noch kühner gefragt – lässt sich nicht doch sogar der Tod als solcher überwinden?

Im antiken Griechenland entwickelte Epikur ein bis heute bekanntes Argument, um dem Menschen die Angst vor dem Tod zu nehmen: Solange ich existiere, ist mein Tod nicht, sobald mein Tod da ist, bin ich nicht mehr. Mein eigener Tod betrifft mich daher nicht, er ist ein Nichts, das mich nichts angeht. Das ist scharfsinnig formuliert, riecht aber nach Sophismus. Jedenfalls verfehlt das Argument Epikurs seine therapeutische Wirkung. Wer hätte sich auf dem Sterbebett je mit diesem Gedanken getröstet?

Im 20. Jahrhundert stellte Martin Heidegger die These, unser Tod gehe uns

nichts an, gewissermaßen auf den Kopf: Der Tod sei die äußerste Grenze aller Möglichkeiten, die wir in unserem Leben ergreifen können. Er sei, so Heidegger in paradoxer Wendung, die „Möglichkeit der schlechthinigen Daseinsunmöglichkeit“. Worauf es nach Heidegger ankommt, ist der richtige Umgang mit dem Tod während unseres Lebens: Nur wer das Leben im Bewusstsein der eigenen Endlichkeit bestreitet, kann es als ein Ganzes ergreifen und gestalten. Bei Heidegger klingt eine gewisse Todesverklärung an, die nicht untypisch ist für die Moderne: Aus dem Annehmen der eigenen Sterblichkeit soll der Mensch Sinn schöpfen; der unausweichliche Tod mache das Leben gerade so einzigartig und kostbar.

Der Tod ist die Trennung der Seele vom Leib

Doch auch diese philosophische Beruhigungspille dürfte bei den wenigsten Normalsterblichen anschlagen. Sie spüren, hoffen oder fürchten, ja wissen, dass der Tod nicht das letzte Wort haben wird. Philosophisch untermauert hat diese Intuition schon Platon: Der Tod ist nicht etwa unser völliges Nichtsein, sondern bloß die Trennung der Seele vom Leib. Die zur Vernunft fähige Seele des Menschen aber kann auch unabhängig vom Körper fortbestehen und ist in diesem Sinne unsterblich, wie Sokrates im platonischen Dialog „Phaidon“ darlegte. Darauf deutet mehreres hin, nicht zuletzt die Fähigkeit des Menschen, sich im Denken und Erkennen über Materielles und Vergängliches, über Raum und Zeit zu erheben und das Bleibende und Wesentli-

che einzusehen. Wäre es zudem nicht ein unmöglicher Widerspruch, wenn gerade dasjenige am Menschen, das aus einem Körper einen lebendigen Organismus macht, selbst unlebendig würde?

Der Gedanke, dass der Körper des Menschen vergänglich, seine Seele aber unvergänglich ist, wird in der materialistischen Gegenwart ins Gegenteil verkehrt. Die Sehnsucht nach einem ewigen Leben drückt sich hier in allerlei trans- und posthumanistischen Unsterblichkeitsphantasien aus: von einer stetigen Erneuerung und Instandhaltung des menschlichen Leibes durch Nanoroboter bis hin zur Vorstellung, man könnte den eigenen Geist (oder doch wohl eher nur die biochemische Signatur des Gehirns) in eine „Cloud“ hochladen und damit vom biotischen auf einen digitalen Träger wechseln. Sind derartige Verlängerungen des Lebens aber, sofern sie überhaupt jemals über den Status eines Techno-Hirngespinnstes hinausgelangen könnten, überhaupt wünschenswerte Formen der menschlichen Fortexistenz? Schon die Vorsilben der Begriffe „Trans-“ und „Posthumanismus“ zeigen ja an, dass das Menschliche überschritten oder ganz abgestreift werden soll. Überhaupt: Ist die Vorstellung, endlos im Diesseits gefangen zu sein, auf Erden wandeln zu müssen, nicht eine Horrorgeschichte? Die Literatur hat den Schrecken eines ewigen irdischen Lebens vielfach ausbuchstabiert, von Simone de Beauvoirs Roman „Alle Menschen sind sterblich“ (1946) über Jorge Luis Borges' Erzählung „Der Unsterbliche“ (1947) bis hin zu Anne Rices Bestseller „Gespräch mit dem Vampir“ (1976).

Es gibt nun aber einen philosophischen Ansatz, der sowohl der Unsterblichkeit der vernunftbegabten Seele als auch dem Wunsch nach körperlichem Fortbestehen als auch der sinnstiftenden Funktion der todesbedingten Endlichkeit des Menschen gerecht werden kann. Gemeint ist die christliche Philosophie, wie sie sich paradigmatisch bei Augustinus und vor allem bei Thomas von Aquin findet. Die menschliche Seele ist, wie Platon richtig gesehen hat, unsterblich. Der Tod ist also nur die Trennung von Körper und Seele. Und doch ist diese Trennung schreckenerregend, weil der Mensch seiner Natur nach eben nicht nur Seele, sondern beseelter Leib ist. Die Körperlichkeit gehört zum Wesen des Menschseins dazu. Das ist eine Einsicht, die die christliche Philosophie Aristoteles, dem kritischen Schüler Platons, verdankt. „Anima mea non est ego“ – „Meine Seele ist nicht ich“, heißt es bei Thomas von Aquin. Als Einheit von Körper und Seele hofft der Mensch daher auch auf ein leibliches und nicht rein geistiges ewiges Leben.

Die Wahrheitsquelle der Offenbarung

Nicht aus eigener Kraft des Nachdenkens, nicht durch die „natürliche Vernunft“, sondern nur durch die zusätzliche Wahrheitsquelle der göttlichen Offenbarung kann der Mensch nun zu der Einsicht gelangen, dass er tatsächlich zu der erhofften leibhaften Existenz ohne Tod gelangen kann. Der Weg dorthin führt aber über die Nachahmung des menschengewordenen Gottes Jesus Christus, der zunächst am Kreuz gestorben ist, bevor er im Fleische auferstanden ist. So

muss auch der Mensch zunächst sterben, bevor er mit einem neuen, lichterem Leib auferstehen kann. So bewahrheitet sich in gewissem Sinne auch der Gedanke Heideggers, der Tod sei der Ganzmacher der menschlichen Existenz. Was aber da mit dem Tod ganz geworden ist, tritt ein in die unvergängliche Fülle des ewigen Lebens. Dieses wiederum ist das unvergängliche Leben in der Präsenz Gottes, aber nicht als unstoffliche Seele, sondern mit einem neuen, für uns jetzt noch gänzlich geheimnisvollen Auferstehungsleib.

Damit vollendet sich auf noch herrlichere Weise, was Gott für den Menschen ursprünglich vorgesehen hatte: In der Materialität des Leibes von Adam und Eva lag ihre prinzipielle Vergänglichkeit beschlossen. Das Sterbenkönnen war so gesehen von Anfang an Teil der Natur des Menschen. Nur durch ein zusätzliches Gnadengeschenk Gottes, die Theologie spricht von einer „praeternaturalen Gabe“, wurde der Tod des Menschen ausgesetzt. So bestand vor dem Sündenfall aber nur die Möglichkeit, nicht zu sterben (posse non mori), wenn der Mensch nicht gesündigt hätte. Daraus wurde nach dem Sündenfall die Unmöglichkeit, nicht zu sterben (non posse non mori). Durch die Auferstehung Christi weiß der Mensch erst von der ihm verheißenen Unsterblichkeit, die selbst den Zustand des ersten Paradieses betrifft: die Unmöglichkeit zu sterben (non posse mori). Zum ewigen Leben gelangt man aber nicht durch das Festhalten am Diesseits, sondern durch die Bereitschaft, dem Weg des Kreuzes zu folgen und das Tal des Todes in der Nachfolge Christi zu durchschreiten.

Das stille Zeichen des Ostermorgens

War Jesu Auferstehung ein reales Geschehen oder ist sie als Symbol zu begreifen? Mythos oder sichere Quelle der Hoffnung? Wie die biblische Rede vom leeren Grab zu verstehen ist **VON MANFRED GERWING**

Zu den Fakten der Auferstehungsbotschaft zählt der immer wiederkehrende Hinweis auf das leere Grab. Dabei ist es unerheblich, wie viele Frauen sich auf den Weg zum Grab machten, um – wie es sich gehörte – den Leichnam Jesu zu salben. Ob es drei Frauen waren, wie es im Markusevangelium heißt, oder nur zwei, die „beim Aufleuchten des Morgens“ (Matthäus) zum Grab gingen, oder auch nur eine, nämlich Maria von Magdala, die noch vor den anderen – „als es noch dunkel war“ – sich auf den Weg machte, wie das Johannesevangelium berichtet: Wer weiß es? Wen interessiert es? Historiker wissen, solche Abweichungen im sekundären Bereich erhöhen eher die Glaubwürdigkeit der Quellen, als dass sie in Frage stellen. Alle vier Evangelien kommen jedenfalls darin überein, dass die Frauen vergeblich mit ihrem Salböl zu dem Grab kamen, in das Jesus hineingelegt worden war. Sie fanden ihn dort nicht. Das Grab war leer.

Dass ausgerechnet Frauen die ersten Zeuginnen des leeren Grabes sind, lässt aufhorchen. Ihr Zeugnis hatte im antiken Judentum juristisch kaum Gewicht. Auch weisen Exegeten darauf hin, dass die Grabtraditionen theologisch geformt sind, geprägt von der Auseinandersetzung mit Spott, Zweifel und dem Vorwurf, der Leichnam sei entwendet worden. Besonders im Matthäusevangelium treten diese apologetischen Züge in der Erzählung von den Grabwächtern hervor. Die historische Diskussion ist vielschichtig und keineswegs abgeschlossen. Ist die Fassung des Evangelisten Markus die ursprünglichste? Oder bewahrt die johanneische Überlieferung ältere Züge? Die Antworten gehen auseinander. Doch auch bei kritischer Lektüre bleibt die Frage: Wie ist die Rede vom leeren Grab zu verstehen?

Wir wissen: Jesus ist „mit Zittern und Zagen“ am Kreuz gestorben, mit einem lauten Schrei, wie es in Mk 15,37 heißt. Diesen Todesschrei hat die apostolische Gemeinde im Licht von Psalm 22 gedeutet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ So verstanden, kann der Schrei am Kreuz nicht mehr nur als Ausdruck der Verzweiflung und Verlassenheit gehört werden. Er wird vielmehr im alttestamentlichen Sinn zur Rechtsklage. Der ebenso brutal wie unschuldig in den Tod Gestürzte klagt Gottes Gerechtigkeit und Hilfe ein. Dabei geht es nicht primär um seine eigene Gerechtigkeit, sondern um Gott selbst. Gott allein vertritt seine Sache in der Geschichte. Er allein offenbart seine Herrlichkeit vor aller Welt.

Der Menschensohn hatte sich in den Händen der Menschen befunden. Er war ihnen ausgeliefert, mehr noch: Er war den Unheilmächten der Welt preisgegeben. Nach Markus (Mk 15,33) legt sich im Kreuzesgeschehen eine Finsternis über das ganze Land. Die Macht der Finsternis ist in der Passion Jesu am Werk. Sie mindert nicht die Schuld der Menschen, sondern deckt sie auf, enthüllt die Katastrophe des unerlösten Menschen.

Gerade darin aber zeigt sich der Einbruch Gottes in die Welt, das radikal Neue, der von Gott gewirkte Neuanfang: Der Todesschrei des Gerechten reißt die Finsternis auf, zerreißt den Vorhang des Tempels und erschüttert den Unglauben des heidnischen Hauptmanns. Apokalyptische Zeichen begleiten den Tod Jesu und unterstreichen den Ernst der Gerichtsszene. Die alte Welt wird entlarvt. Es ist die Welt der Eitelkeit und der Habsucht, der Gier, der Gewalt und der Macht. Gott erweist sich in seinem Gerechten als der Heilige. In ihm, dem Ohnmächtigen, erweist er sich als der Handelnde.



Am leeren Grab scheiden sich die Geister in der Theologie.

Foto: Imago/Zoonar

Doch zur „Ohnmacht“ gehört offensichtlich nicht nur das Sterben, der Tod, sondern auch das Grab. Das früheste Bekenntnis überliefert Paulus in seinem ersten Brief an die Gemeinde von Korinth: „Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, gemäß der Schrift“ (1 Kor 15,3-4).

„Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos.“ (1 Kor 15,14)

Auffällig dabei ist: Paulus spricht nicht ausdrücklich vom Leersein des Grabes. Kommentarlos, kurz – ja geradezu brutal – heißt es nur: „und ist begraben worden.“ Begräbnis und Auferweckung werden aneinandergebunden. Beide Momente gehören zusammen. Die Auferweckung ist kein rein

innerliches Erlebnis der Jünger, keine nachträgliche Sinnstiftung angesichts einer gescheiterten Hoffnung. Sie steht in Kontinuität mit dem konkreten Geschick dieses Leibes. Gerade die Verbindung von Tod, Begräbnis und Auferweckung macht deutlich: Ostern ist kein Mythos vom Sieg des Lebens im Allgemeinen, sondern Gottes Handeln an diesem gekreuzigten Jesus von Nazareth.

Erst vom Grab her kommt der Auferstandene in neuer Freiheit, Gerechtigkeit und Herrlichkeit auf den Menschen zu. In neuer Freiheit, weil der Leib zum freien Medium der Selbstmitteilung geworden ist; in neuer Gerechtigkeit, weil Jesus in seinem Einsatz, seiner Liebe und Treue zu Gott, seinem Vater, und zu den Menschen Recht widerfahren ist; in Herrlichkeit, weil er der Erstgeborene von den Toten ist, der neue Adam, der Richter der Lebenden und der Toten (vgl. 1 Kor 15,20-22; 45-50).

Nochmals: Jesus ist gestorben, begraben und auferweckt worden. Dieser Satz verändert alles. Er enthält das entscheidende

Wort: „Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos“ (1 Kor 15,14). Doch was beweist das leere Grab? Schon Thomas von Aquin († 1274) betont: Das leere Grab „beweist“ im strengen Sinn des Wortes nichts. Das bloße Verschwinden des Leichnams bedarf der Deutung. Es gibt Rätsel auf. Wurde der Leichnam geraubt? Dagegen spricht die geordnete Lage der Leinenbinden. Hier hat sich jemand Zeit gelassen – kaum vereinbar mit einem hastigen Raub, wie die Scholastiker im Rückgriff auf Chrysostomus († 407) argumentierten. Das leere Grab sagt für sich betrachtet auch nichts über den Auferstandenen aus. Wurde Jesus wie einst Lazarus vom Tod ins irdische Leben zurückgerufen, um später erneut zu sterben? Das wäre keine Auferstehung im umfassenden Sinn des Wortes.

Und doch ist das leere Grab mehr als ein dekoratives Detail. Zwar könnte man spekulativ von Auferstehung sprechen, selbst wenn das Grab nicht leer gewesen wäre. Historisch jedoch wäre die Verkündigung

in Jerusalem kaum möglich gewesen, hätte man auf den Leichnam verweisen können. Die Osterbotschaft entstand ja nicht in einem weltabgewandten Mythosraum, sondern in einer konkreten Stadt, kurz nach der Kreuzigung. Solch ein Narrativ hätte man sofort überprüfen und ad absurdum führen können.

In diesem Zusammenhang weist Benedikt XVI. im zweiten Band seiner Jesus-Trilogie auf einen Passus in der Pfingstpredigt des heiligen Petrus hin (Apg 2,14-36). Petrus verkündet hier offen und zum ersten Mal die Auferstehung Jesu. Er zitiert dabei die griechische Version eines Gebets, das König David zugeschrieben wird: „Du lässt deinen Frommen die Verwesung nicht schauen. Du zeigst mir den Weg zum Leben“ (Ps 16,10-11). Petrus argumentiert: König David „ist gestorben und wurde begraben und sein Grabmal ist bei uns erhalten bis auf den heutigen Tag“ (Apg 2,29).

Mit anderen Worten: Davids Grab enthielt seinen Leichnam, der aber inzwischen längst verwest ist. Also ist David nicht von den Toten auferstanden. Zur Auferstehung gehört es, dass der Leichnam nicht der Verwesung verfällt. Theologische Ansätze, die eine Vereinbarkeit von Verwesung und Auferstehung Jesu behaupten, sind Ausdruck modernen Denkens und widersprechen klar der biblischen Auffassung.

Das leere Grab ist kein Beweis und keine Erklärung. Es ist eine Spur – die diesseitige Spur eines Geschehens, das nicht in dieser Welt aufgeht. Es weist darauf, dass mit Jesus nicht nur „seine Idee“ weiterlebt, sondern dass der ganze Mensch betroffen ist. In biblischer Sicht ist Auferweckung kein Bild seelischer Unsterblichkeit, sondern Gottes schöpferisches Handeln am ganzen Menschen – zu dem auch der Leib gehört. Als Maria von Magdala vor dem leeren Grab steht, weint sie (Joh 20,11): Der Leichnam Jesu ist verschwunden. Doch dann kehrt sie um und begegnet dem Auferstandenen – und erkennt ihn zunächst nicht. Angesichts des leeren Grabes muss sie lernen, den Lebenden nicht bei den Toten zu suchen (vgl. Lk 24,5). Erst der persönliche Anruf eröffnet ihr seine Gegenwart und führt zur Begegnung mit ihm im Wort und in den Sakramenten.

Das leere Grab bleibt das stille Zeichen des Ostermorgens: nicht der Beweis des Glaubens, sondern die offene Tür, durch die Gott selbst in unsere Geschichte tritt – und aus dem Tod das Leben schafft.

Der Autor ist emeritierter Dogmatiker der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.



- Gut jeder dritte Deutsche (35 Prozent) glaubt an ein Leben nach dem Tod. Etwas mehr (43 Prozent) glauben nicht an ein Leben nach dem Tod.
- Jeweils 58 Prozent der Freikirchler und der Muslime glauben an ein Leben nach dem Tod, aber nur 47 Prozent der Katholiken.
- Nur ein Viertel (24 Prozent) der Deutschen glaubt, dass Jesus Christus körperlich von den Toten auferstanden ist. Bei den Katholiken sind es 39 Prozent, bei den Muslimen 30 Prozent – zwei Prozentpunkte mehr als bei den Protestanten.

INSA-Umfrage im Auftrag der „Tagespost“ (siehe auch S. 44)

Wie die Volksfrömmigkeit den heiligen Josef als Patron der Sterbenden entdeckte

VON MANFRED HAUKE

Der heilige Josef ist kein Heiliger wie Tausende andere. Als Pflegevater des Mensch gewordenen Sohnes Gottes und Bräutigam der jungfräulichen Gottesmutter Maria hat er eine ganz besondere Aufgabe in der Heilsgeschichte. Aufgrund dieser Verbindung zum zentralen Glaubensgeheimnis der Menschwerdung Gottes nennt die Liturgie ihn in den eucharistischen Hochgebeten gleich nach der Gottesmutter und noch vor den Aposteln. Am 8. Dezember 1870 ernannte ihn Papst Pius IX. in einer Zeit großer Bedrängnis zum Schutzpatron der Kirche. Noch ausführlicher widmet sich Papst Leo XIII. (1878-1903) dem heiligen Josef in der ersten, dem Nährvater Jesu gewidmeten päpstlichen Enzyklika vom 15. August 1889. Diesem grundlegenden Rundschreiben ist ein Gebet beigefügt, in dem es heißt: „Nimm uns in deinen Schutz, dass wir nach deinem Beispiel und mit deiner Hilfe heilig leben, selig sterben und das ewige Leben erlangen“.

In diesem Gebet zeigt sich ein besonderes Anliegen, nämlich die Bitte um eine selige Sterbestunde nach dem Beispiel und mit der Hilfe des heiligen Josef. Das Beispiel des heiligen Josef setzt voraus, dass er selbst eine vorbildliche, gnadenreiche Sterbestunde hatte, die ihm erlaubte, aus der Pilgerschaft dieser Welt einzugehen in die ewige Freude des Himmels.

Über den Tod des heiligen Josef findet sich nichts in den Evangelien. Zum letzten Mal wird er erwähnt, als er mit Maria und dem zwölfjährigen Jesus nach Jerusalem zum Tempel pilgert. Beim ersten Wunder Jesu auf der Hochzeit zu Kana finden wir Maria und Jesus, aber nicht Josef. Dass Jesus vom Kreuz herab seine Mutter dem Lieblingsjünger Johannes anvertraut, setzt voraus, dass Josef nicht mehr lebte. Daraus lässt sich schließen, dass Josef bereits vor dem Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu verstorben ist.

Verehrung früh bezeugt

Schon früh hat die Verehrung des heiligen Josef als Beschützer in der Todesstunde vorausgesetzt, dass Josef nicht einsam verstorben ist, sondern in der betenden Gemeinschaft mit Jesus und Maria. Diese Überzeugung zeigt sich bereits in einer Schrift aus dem kirchlichen Altertum, der sogenannten „Geschichte von Josef dem Zimmermann“, die im vierten Jahrhundert in Ägypten entstanden ist. Josef stirbt, begleitet durch Jesus und Maria; seine Seele wird von den Erzengeln Michael und Gabriel zum Himmel geleitet.

Die Geschichte der Frömmigkeit „entdeckt“ den heiligen Josef vor allem seit dem Spätmittelalter, auch wenn sein Fest am 19. März schon seit dem neunten Jahrhundert bezeugt ist. Für Josef als Patron der Sterbenden ist kennzeichnend eine Predigt des berühmten franziskanischen Heiligen Bernhardin von Siena (1380-1444): „Auf fromme Weise zu glauben ist, dass ... bei seinem Tode Jesus Christus und die allerseligste Jungfrau, seine Braut, anwesend waren. Wie viele Ermunterungen, Ratschläge, Verheißungen, Erleuchtungen, zündende Zusprachen und Offenbarungen der ewigen Güter wird er bei seinem Übergang (zum Himmel) erhalten haben von seiner allerseligsten Braut und vom überaus milden Sohn Gottes, Jesus, für die Betrachtung und das Nachdenken des gläubigen Geistes“ (Sermo de S. Joseph 2).

„Auf fromme Weise zu glauben“ ist natürlich kein Dogma, das anzunehmen für unser ewiges Heil notwendig wäre. Die Anrufung des heiligen Josef als Patron der Sterbenden ist jedenfalls seit Jahrhunderten geläufig. Sie wird durch die Liturgie der Kirche und die Empfehlungen der Päpste gefördert. Der heilige Papst Pius X. (1903-



„Der Tod des heiligen Josef“ von Bartolomeo Altomonte (1694–1783): Schon früh hat die Verehrung des heiligen Josef als Beschützer in der Todesstunde vorausgesetzt, dass Josef nicht einsam verstorben ist, sondern in der betenden Gemeinschaft mit Jesus und Maria. Foto: Wikimedia

14) führte 1909 die Litanei vom heiligen Josef ein, worin der Heilige auch als „Patron der Sterbenden“ angerufen wird. 1913 gründete Pius X. auf Anregung des heiligen Luigi Guanella (1842-1915) die Bruderschaft vom Tod des heiligen Josef, die ihren Sitz erhielt in der römischen Josefskirche „San Giuseppe al Trionfale“, die ein Jahr zuvor eingeweiht worden war und etwa einen Kilometer nördlich der Petersbasilika liegt.

Der Patron der Sterbenden

Sie ist dem „Transitus“ des heiligen Josef geweiht, dem „Übergang“ des Heiligen in die himmlische Freude. Im Altarbild sehen wir Josef auf dem Sterbebett, umgeben von Jesus, der sich ihm zuwendet, und von Maria, die ihre Hände zum Gebet faltet. Rechts und links stehen Engel, die jeweils einen großen Leuchter mit Feuerflammen tragen, und vor dem Bett knien vier weitere Engel, die ein Grablinnen bereithalten. Von oben her strahlt himmlisches Licht.

Viele ähnliche Darstellungen finden wir in der christlichen Kunst vor allem seit dem 17. Jahrhundert.

1914 erhob der Papst die fromme Gemeinschaft zur Erzbruderschaft, die besondere Ablässe erhielt und deren weltweite Ausbreitung gefördert wurde. Die Mitglieder der Bruderschaft beten weltweit täglich das folgende Gebet: „Heiliger Josef, Nährvater Jesu Christi und wahrer Bräutigam der seligen Jungfrau Maria, bitte für uns und für die Sterbenden dieses Tages beziehungsweise dieser Nacht“. Pius X. ließ sich als Erster in die Mitgliederliste eintragen und bat alle Priester, täglich im heiligen Messopfer auch ganz besonders der Sterbenden zu gedenken. Auch sollten die Gläubigen ihre Gebete für die Sterbenden vermehren. Wichtig ist es, für jene zu beten, die sich im Angesicht des Todes im letzten Kampf befinden, von dem die Ewigkeit abhängt.

Eine Begründung für die Bedeutung des heiligen Josef in diesem Anliegen findet sich in den päpstlichen Dokumenten, insbesondere im Motu proprio „Bonum sane“

Papst Benedikts XV., das 1920 zum 50. Jahrestag der Ernennung des heiligen Josef zum Schutzpatron der Kirche erschien. Papst Franziskus zitiert dieses Dokument in seiner Josefskatechese am 9. Februar 2022:

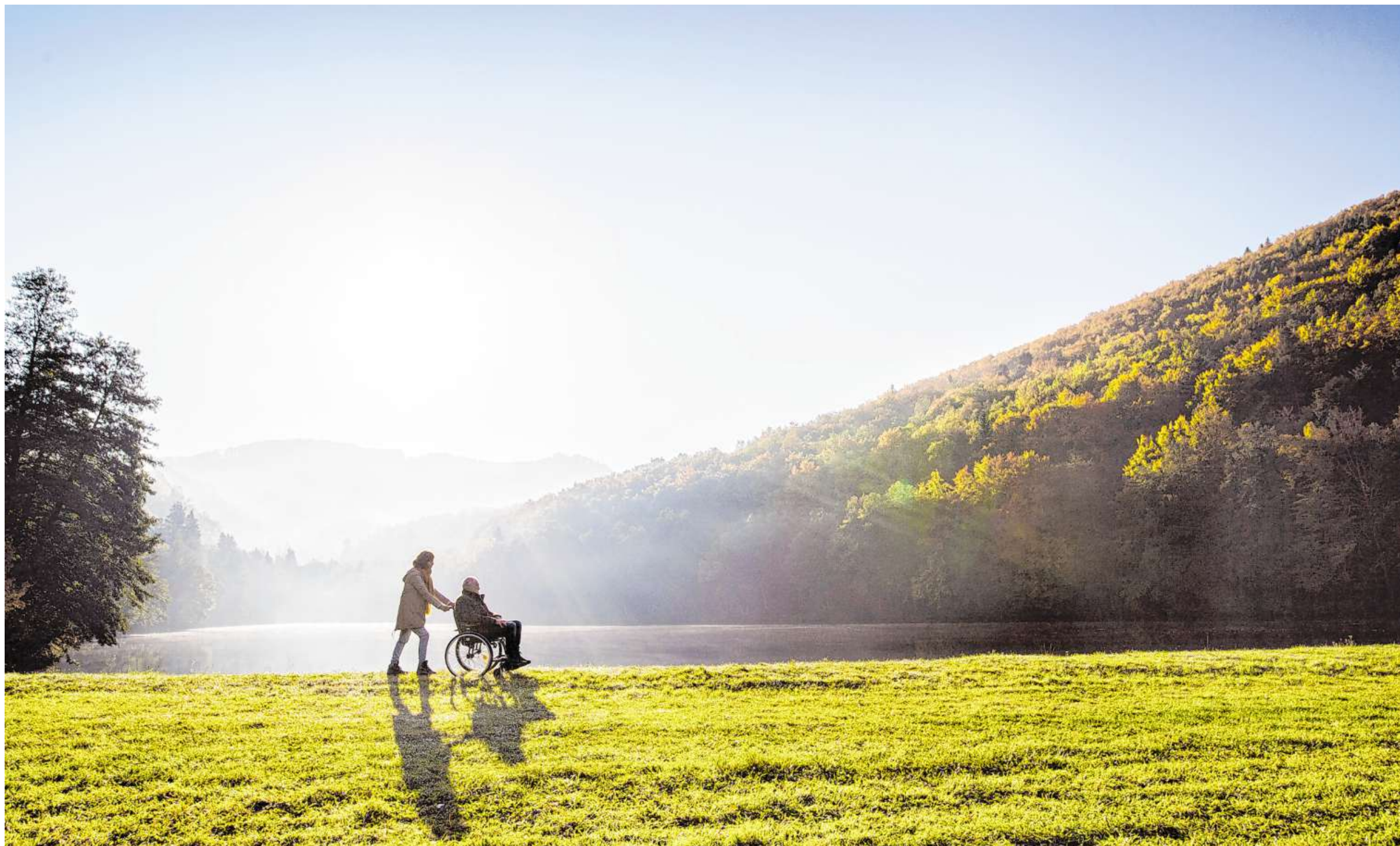
„Übergang“ in die himmlische Freude

„Papst Benedikt XV. schrieb ...: ‚Durch Josef gelangen wir unmittelbar zu Maria und durch Maria zum Ursprung aller Heiligkeit, zu Jesus‘. Sowohl Josef als auch Maria helfen uns, zu Jesus zu gelangen. Und indem er die Frömmigkeitsübungen zu Ehren des heiligen Josef ermutigte, empfahl er insbesondere eine von ihnen. Er sagte: ‚Da er zu Recht als der wirksamste Schutzpatron der Sterbenden gilt, da er mit dem Beistand von Jesus und Maria sein Leben ausgehaucht hat, sollen die Hirten der Kirche dafür Sorge tragen ..., jene frommen Vereinigungen, die gegründet wurden, um Josef für die Sterbenden zu bitten ..., zu unterstützen und zu fördern‘. Benedikt

XV. (1912-22) und auch Johannes XXIII. (1958-63) schätzten besonders die Schriften der Dienerin Gottes Maria Cäcilia Baij OSB (1694-1766), die aus der Perspektive Jesu die Bedeutung der Fürsprache des heiligen Josef auf den Punkt bringt. Darin heißt es:

„Da ich das glückliche Los sah, das Josef dadurch beschieden war, dass er von mir und meiner geliebten Mutter den persönlichen Beistand in seiner Krankheit und seinem Hinscheiden hatte, da ich sah, dass er ein so seliges Sterben haben durfte, bat ich den Vater, Er möge in seiner Huld ihn zum Anwalt der Sterbenden machen. ... Er möge daher diesen Liebesdienst gegenüber Meinen Brüdern und Schwestern ausüben, nämlich ihnen die Gnade zu erfliehen, dass sie mit meinem Beistand und dem meiner geliebten Mutter sowie auch unter dem seinen sterben. Am meisten möge er diesen Liebesdienst seinen Verehrern erweisen“.

Der Autor ist Priester des Erzbistums Paderborn und Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät Lugano.



„Ich begleitete nicht nur Menschen in den letzten Tagen oder Stunden. Zu meinen Aufgaben gehörte auch die Begleitung Schwerkranker, die wussten, dass ihre Lebenszeit begrenzt war und die dennoch noch Kraft für einen kleinen Ausflug oder einen Spaziergang hatten.“

Foto: Imago HalfPoint Images

Ich bin dem Sterben dankbar

Dasein, Zuhören, Mittragen: Sterben besteht nicht nur aus Schmerz und Abschied, sondern auch aus den intensiv gelebten Augenblicken des Alltags. Erfahrungen eines ehrenamtlichen ambulanten Hospizhelfers **VON JOHANNES SEIBEL**

Zu meinen Aufgaben als ehrenamtlicher ambulanter Hospizhelfer gehörte vieles, was von außen unscheinbar wirkte. Ich kaufte Milch, Brot und ein paar Äpfel. Ich saß zwei oder drei Stunden an einem Bett, damit eine erschöpfte Ehefrau kurz Luft holen, eine Tochter einen Kaffee trinken oder ein Sohn vor die Tür gehen konnte. Bisweilen schwie ich einfach und blieb. Gerade in diesem Unspektakulären lag und liegt der Wert dieses Dienstes.

„Gegen die Furcht vor dem Sterben hilft zuerst Gegenwärtigkeit, die bisweilen leise, sehr leise Erfahrung, dass einer da ist und nicht weicht.“

Von 2004 bis 2007 war ich in der Pfalz als ehrenamtlicher Hospizhelfer in der damaligen ökumenischen Sozialstation Südliche Weinstraße tätig, dem heutigen Ambulanten Hospiz Zentrum Südpfalz. Ich arbeitete in der aufsuchenden Hospizarbeit und begleitete Sterbende dort, wo ihr Leben stattfand. Dazu zählten Wohnungen, Familien, bisweilen auch die Klinik. Das Sterben geschah mitten im Alltag, zwischen Küchentisch und Wohnzimmer, zwischen Sorge und der Müdigkeit vieler Nächte.

Sterben ist ein zutiefst menschliches Geschehen. Es betrifft den Körper. Doch ebenso berührt es die Seele, die Beziehungen, die Erinnerungen, die Angst, die Hoffnung und den Glauben. Gegen die Furcht vor dem Sterben hilft zuerst Gegenwärtig-

keit, die bisweilen leise, sehr leise Erfahrung, dass einer da ist und nicht weicht.

Ich begegnete alleinstehenden und einsamen Menschen. Ich begegnete anderen, die von Partnern, Kindern, Enkeln, Nachbarn und Freunden umgeben waren. Fast immer waren auch die Angehörigen mit im Raum. Sie waren besorgt, überfordert, tapfer, liebevoll, erschöpft. Meine Aufgabe war es, Ansprechpartner, Unterstützer und Begleiter zu sein, für den Sterbenden ebenso wie für jene, die ihn liebten und mit ihm durch diese letzte Zeit gingen.

Das Meiste davon ist, wie gesagt, sehr konkret. Ich erledigte Einkäufe, damit Angehörige für einen Augenblick entlastet waren. Ich blieb am Bett eines Kranken, damit andere kurz hinausgehen konnten. Ich hörte zu.

Ich habe gelernt, dass Zuhören eine Kunst ist. Wirkliches Zuhören drängt sich nicht vor. Es kommt nicht sofort mit Deutungen, raschen Ratschlägen oder Sätzen daher, die mehr verletzen als tragen. Es verzichtet auf falschen Trost und auf fromme Vertröstung. Zuhören heißt oft, Stille, Schmerz und Hilfslosigkeit gemeinsam auszuhalten. Für mich als Christen lag darin auch persönlich eine prägende Erfahrung.

Ich begleitete nicht nur Menschen in den letzten Tagen oder Stunden. Zu meinen Aufgaben gehörte auch die Begleitung Schwerkranker, die wussten, dass ihre Lebenszeit begrenzt war und die dennoch noch Kraft für einen kleinen Ausflug oder einen Spaziergang hatten.

Besonders deutlich vor Augen steht mir bis heute ein alleinstehender Mann mit fortgeschrittenem Krebs. Er wollte zu Hause bleiben und wurde von Angehörigen versorgt. Seine große Leidenschaft galt dem Fußballverein 1. FC Kaiserslautern.

Sein Herzenswunsch war eine Führung durch das Fritz-Walter-Stadion auf dem Betzenberg und die Begegnung mit der Mannschaft. Ich nahm Kontakt zum Verein auf und konnte eine Führung organisieren. Als ich ihm davon erzählte, strahlte sein Gesicht auf. Dann sagte er leise, er sei inzwischen zu schwach. Zwei Wochen später starb er.

„Wo Versöhnung möglich wird, mit dem eigenen Leben, mit nahen Menschen, vielleicht auch mit Gott, dort habe ich einen großen Frieden bei den Menschen gespürt.“

Äußerlich betrachtet blieb dieser Wunsch unerfüllt. Und doch empfinde ich diese Geschichte als Gelingen. Bis heute glaube ich, dass bereits die Erfahrung, mit seinem Wunsch gesehen und ernst genommen zu werden, für diesen Mann tröstlich war. In diesem Augenblick war er nicht bloß ein Kranker. Er war ein Mensch mit einer Geschichte, mit Sehnsüchten, mit Erinnerungen und Leidenschaften, also alles das, was die Würde dieses Menschen ausgemacht hat.

Überhaupt habe ich in der Hospizarbeit gelernt, dass das Sterben nicht allein aus Schmerz und Abschied besteht. Alltäglichkeiten behalten ein kaum zu unterschätzendes Gewicht. Ein Blick aus dem Fenster. Eine Tasse Kaffee. Eine geteilte Erinnerung. Ein gemeinsames Schweigen. Ein Satz, der noch gesagt werden will. Mitunter sogar ein Lachen.

Ein weiteres wichtiges Thema, das mir immer wieder begegnet ist, ist die Versöhnung mit dem eigenen Leben, was Sterbende umtreibt. Nicht immer gelingt sie. Etwas anderes zu behaupten, wäre unehrlich. Es gibt alte Verletzungen, die bleiben. Es gibt Bitterkeit, die auch im Angesicht des Todes nicht einfach verschwindet. Gerade dann braucht es Sensibilität und Zurückhaltung. Ein Hospizhelfer darf nicht urteilen, sich in Familienverhältnisse einmischen oder gar Versöhnung von außen erzwingen wollen. Wo Versöhnung jedoch möglich wird, mit dem eigenen Leben, mit nahen Menschen, vielleicht auch mit Gott, dort habe ich einen großen Frieden bei den Menschen gespürt.

Für mich war diese Arbeit auch nie nur ein Geben. Ich habe von den Sterbenden und ihren Angehörigen viel empfangen. Ich habe gelernt, genauer hinzuhören, und wie schlicht und alltäglich christliche Nächstenliebe praktisch gelebt werden will, damit sie etwas verändert. Sie zeigt sich nicht zuerst in großen Worten, in Aktivismus, sondern in zugewandter Präsenz, im Aushalten, im Bleiben. Dadurch haben sich auch mein Glaube und mein Blick auf die Bibel verändert. Seit jener Zeit lese ich die Geschichten Jesu anders. Ich lese sie als Geschichten einer radikalen Zuwendung. Jesus weicht dem Leid nicht aus. Er bleibt den Menschen nahe. Für mich ist die Botschaft von der Erlösung seither enger mit dieser Erfahrung verbunden. Erlösung beginnt dort, wo ein Mensch nicht allein bleibt.

Dass ich diesen Dienst tun konnte, verdanke ich auch der ausgezeichneten Begleitung durch das Ambulante Hospiz Zentrum Südpfalz. Der Dienst der Kirchen ist hier kaum zu überschätzen. Ausbildung,

regelmäßige Supervision und die Gemeinschaft der Hospizhelfer waren von unschätzbarem Wert.

Was aus dieser Zeit geblieben ist, lässt sich für mich in einen einfachen Gedanken fassen. Das Entscheidende unseres Lebens ist das Da-Sein, Zuhören und Mittragen. Das erkannt zu haben, danke ich den Sterbenden, ihren Familien und dem Ambulanten Hospiz Zentrum Südpfalz.

Der Autor ist Pressesprecher des Internationalen Katholischen Hilfswerks Missio in Aachen.



- 59 Prozent der Deutschen befürworten die Beihilfe zum Suizid, 20 Prozent lehnen sie ab. Nur ein Viertel der Katholiken lehnt Suizidhilfe ab. Bei den Muslimen ist die Ablehnung mit 42 Prozent am höchsten.
- Fast zwei Drittel der Deutschen (64 Prozent) befürworten eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe. Nur 18 Prozent lehnen sie ab. 18- bis 29-Jährige sind deutlich seltener (55 Prozent) als ältere Generationen (72 Prozent bei Menschen über 60) für eine Legalisierung.
- Menschen, die an die Auferstehung Jesu Christi glauben, befürworten Suizid- und Sterbehilfe etwas weniger häufig als der Durchschnitt.

INSA-Umfrage im Auftrag der „Tagespost“ (siehe auch S. 44)

An Ostern feiern wir die Auferstehung Christi, durch die auch wir Hoffnung auf das ewige Leben haben dürfen. Aber schon heute kann man KI-Versionen seiner Persönlichkeit erstellen lassen, die den eigenen Tod virtuell überdauern. Tech-Visionäre träumen von Gehirn-Uploads oder medizinisch erreichbarer Unsterblichkeit. Brauchen wir das Jenseits in Zukunft noch?

Natürlich! Aber das hängt von unserem Verständnis der Auferstehung Jesu Christi und von unserem Menschenbild ab. Dabei kollidiert leider oft eine sehr dünne, körperlos-verinnerlichte Vorstellung von Auferstehung mit einem naturwissenschaftlich verengten, reduktiven Bild vom Menschen. Dadurch wird der Glaube an die Auferstehung abstrakt und rein jenseitig, während man die menschliche Natur als medizinisch-technische Manipulationsmasse sieht. Das könnte aber auch ganz anders gesehen werden: Ein substanzieller Auferstehungsglaube Jesu Christi – die Evangelien berichten von einem Auferstandenen, der verkannt und erkannt wurde, durch Wände ging, aber auch Fisch und Honig aß und sich berühren ließ – könnte mit einem holistischen Menschenbild zusammenkommen, das alle Dimensionen von Körper, Seele und Geist ernst nimmt. Dann wäre klar, dass sich Auferstehung nicht technisch bewerkstelligen lässt, sondern Gabe der neuen Schöpfung ist.

Was auch immer wir derzeit (oder in Zukunft) technisch bewerkstelligen können, ist etwas kategorial anderes als die Auferstehung des Fleisches. Im Wesentlichen laufen sämtliche transhumanistische und KI-basierten Zukunftsspekulationen auf eine bloße Verlängerung des jetzigen Lebens hinaus – das klingt natürlich für Superreiche viel attraktiver als für andere. Abgesehen davon, dass zurzeit kein technischer Weg zu so etwas wie einem Mind-Uploading besteht, meint Auferstehung im christlichen Sinne eine Transformation des gesamten Kosmos in der herrlichen Gegenwart Gottes, sodass die grundlegenden Bedingungen der Möglichkeit des Lebens verändert werden. Wie das im Konkreten gehen soll, kann man sich natürlich nicht vorstellen. Aber die Berichte über die Begegnungen mit dem auferstandenen Jesus Christus drängen allesamt in die Richtung einer neuen Verkörperung, die aber nicht den sterblichen Bedingungen des Lebens im Hier und Jetzt unterliegt. Das feiern wir an Ostern.

Der Traum vom virtuellen ewigen Leben per Gehirn-Upload geht von einer fundamentalen Ähnlichkeit menschlicher und künstlicher Intelligenz aus. Was spricht für diese Vorstellung, was dagegen?

Dafür spricht eigentlich recht wenig. Denn Ähnlichkeiten können irreführend sein: Es gilt ja immer zu klären, in welcher Hinsicht etwas ähnlich ist und damit eben auch die vielen Weisen, in denen dieselben Dinge einander unähnlich sind. Menschen und Maschinen sind jeweils hochkomplex organisierte physikalische Systeme, die massive Mengen an Informationen verarbeiten. Allerdings sind „Information“ im technischen Bereich, „Information“ im Sinne des semantischen Gehalts, der uns Menschen etwas bedeutet, und „Information“ auf der Ebene beispielsweise einer DNA-Sequenz nicht einfach dasselbe. Auch deshalb bleiben zurzeit auch die massiven lebensverlängernden Heilmittel aus, die uns durch Gentechnologien und KI versprochen wurden: Die Informationsverarbeitung in den Zellen einer Pflanze ist nicht das Gleiche wie jene im menschlichen Geist; und diese beiden sind nicht das Gleiche wie jene in einem Computer. Wirft man das alles in den gleichen Topf, dann ist auch die Sonne ein hochkomplex organisiertes physikalisches System, das massive Mengen an Informationen verarbeitet. Und keiner würde wohl auf die Idee kommen, von einer „bewussten“ Sonne zu sprechen.

Und das löst noch nicht einmal das fundamentalere Problem unserer individuellen Persönlichkeit. Der Gedanke, man könnte seinen Geist als Muster der Informationsverarbeitung auf ein anderes Substrat laden, verkennt, dass der Mensch ein ganzheitliches Phänomen ist, das heißt, dass Körper, Seele und Geist in der konkreten



Ewig leben mit KI?

Wie Transhumanismus-Experten auf diesseitige Ewigkeitsfantasien in Wissenschaft und Technik blicken **VON JAKOB RANKE**

Foto: Imago/Westend61

Person verwirklicht sind. An dieser Stelle werden die Ebenen vermischt: Auch wenn man die spezifischen Informationsverarbeitungsprozesse in meinem Gehirn erfassen könnte, würde dasselbe Muster auf einem anderen Substrat zu einer anderen Wirklichkeit werden als „ich“. Das ist so etwa wie beim Kuchenbacken. Mit demselben Rezept kann ich zehn verschiedene Kuchen backen. Dem spezifischen Kuchen hier bringt es aber nichts, wenn man mit „seinem“ Rezept noch andere Kuchen backt, seine Identität liegt in der konkreten Verwirklichung, nicht im abstrahierten Rezept. Entsprechend sind auch menschliche Personen konkret inkarniert. Im virtuellen Raum wird also keine menschliche Person je leben, höchstens ihre digitalen Schatten, was dann allerdings das digitale Paradies eher zu einer digitalen Unterwelt verkommen lässt.

Ist es eigentlich unchristlich, sich ein sehr langes Leben zu wünschen?

Nein, nicht grundsätzlich. Immerhin gibt es verschiedene biblische Texte, die ein langes Leben als Segen Gottes ausweisen (z.B. Ex 20,12; Ps 91,16; Spr 3,1-2; Spr 10,27; Jes 46,4). Gott schenkt dem Menschen das Leben und alles, was er hat. Das sollten wir dankbar annehmen. Allerdings gibt es hier eine gewisse Ambivalenz. Denn gleichzeitig wird auch immer wieder deutlich, dass der Mensch sein Herz nicht an die Güter dieser Welt und letztlich auch nicht an sein eigenes Leben hängen soll. Unsere eigentliche Zukunft liegt im Reich Gottes, und das bedeutet, in einem Wirklichkeitszustand, in dem Sünde und Tod von der neuschöpferischen Kraft Gottes überwunden sind. Diese Beschreibung macht deutlich, dass wir hier nicht vor einem medizinisch-technischen Problem stehen und deshalb all unsere Optimierungsstrategien innerhalb der jetzigen Weltzeit nur begrenzten Nutzen bringen werden und im besten Fall zeichenhaft auf diese von Gott her kommende, wohl aber in Jesu Auferstehung schon angebrochene Wirklichkeit verweisen. Das Christentum hat wohlweislich stets sowohl affirmative wie auch negative Formen kultiviert, um auf diese ultimative Wirklichkeit zu verweisen, im

Anschluss an Jesus selbst, der viele Menschen geheilt hat, und zwar als Zeichen, dass das Reich Gottes nahegekommen sei (Mt 11,2-6; Lk 10,9; Lk 11,20). Viele andere hat er aber auch nicht geheilt, weil das Reich Gottes nicht einfach mit biologischer Gesundheit identisch ist. Selbst der vom Tod ins Leben zurückgekehrte Lazarus ist dann doch noch einmal gestorben. Am Unterschied zwischen Lazarus und dem durch den Tod hindurchgegangenen Jesus Christus kann man die hier gemeinte Differenz ablesen.

Wie stellen Sie sich das ewige Leben vor?

In seiner Fülle kann man sich das, was wir Christen als „ewiges Leben in der Auferstehung aller Toten“ erhoffen, nicht vorstellen. Nicht mit unserer begrenzten und leider Gottes von Sünde abgedunkelten Verstandes- bzw. Vorstellungskraft. Der Apostel Paulus hat es schon richtig gesagt: Wir schauen jetzt noch verdunkelte und rätselhafte Umrisse, wie in einem (antiken) Spiegel, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht (vgl. 1 Kor 13,12).

Das Konkreteste und Greifbarste dieser Zukunft ist in der Tat Jesus Christus, der Auferstandene. Und auch da zeigt sich ja eine unsere menschlichen Verstandeskategorien sprengende Wirklichkeit: Man erkennt ihn,

erkennt ihn doch nicht; man sieht und berührt ihn, und doch erscheint und entschwindet er durch verschlossene Türen. Was man daraus ableiten kann, ist nicht mehr und nicht weniger als die Zuversicht, dass diese Welt mit genügend Kontinuität in die neue Welt eingehen wird, dass „wir“ einander erhalten bleiben. Gleichzeitig ist der Transformationsprozess dahin aber mit einer signifikanten Diskontinuität verbunden, die jede unmittelbare Prognose fehl am Platz erscheinen lässt. Unter diesem Vorbehalt können wir aber auf die biblischen Bilder der neuen Schöpfung aus Jesaja oder der Offenbarung verweisen. Das ewige Leben bedeutet unmittelbare Präsenz Gottes (Offb 21,22-23), befriedete Verhältnisse, kein Leid, keine Sünde und kein Tod (Offb. 21,4).

Inwiefern unterscheidet sich die christliche Hoffnung von der des Transhumanismus?

Was die christliche Hoffnung im Kern ausmacht, kommt von Gott her als Lösung für das Problem des Todes und der Sünde. Das hebt unser jetziges Leben auf ein qualitativ völlig anderes Niveau. Was wir heute mit unseren Computern, Laboratorien und hochkomplexen Werkzeugen tun können, bringt viel Gutes (und auch viel Missbrauchspotenzial), aber es zögert jene Pro-

bleme nur hinaus, die im Letzten nur von Gott, dem Vater, in Jesus Christus und durch das Wirken des Heiligen Geistes wirklich „gelöst“ werden können.

Angesichts sachte steigender Taufzahlen ließe sich ein wiedererwachendes Interesse an der Transzendenz postulieren. Welche Zukunft prognostizieren Sie der transhumanistischen Utopie vom ewigen Leben im Diesseits?

Die große Stärke des Transhumanismus liegt in seiner Konkretion. Für alle erdenklichen Probleme werden handfeste Lösungen entwickelt: Medikamente, KI-Anwendungen, Roboter, Gentechnologien usw. – unabhängig davon, dass solche Mittel, die vom Transhumanismus versprochenen grandiosen Ziele natürlich keineswegs erreichen. Hingegen reden viele Theologen heute gar nicht mehr vom „ewigen Leben“ oder zeichnen ein derart abstraktes, entkörperlichtes, jenseitig sublimiertes Bild einer „relational aufgehobenen Existenz unbedingter Bejahung“, dass sich manch einer eben doch wieder nach alternativen Lösungen für seine Probleme umsieht.

Der Transhumanismus nötigt die christliche Theologie dazu, Erlösung wieder so konkret zu denken, dass der Skandal der Inkarnation, der leiblichen Auferstehung Jesu Christi und der im Apostolikum bekannten „Auferstehung des Fleisches“ wieder deutlich wird. Die Auferstehung des Fleisches passt so gar nicht in unser modern aufgeklärtes und verfügbar gemachtes Weltbild hinein. Ziel des Evangeliums ist es aber auch nicht, dass wir es uns in unserem Weltbild allzu gemütlich einrichten. Wir haben hier nämlich keine bleibende Stadt. Vielmehr suchen wir die Kommende, die in Jesus Christus diesen Kosmos schon nachhaltig aufgesprengt hat. Während es im naturalistisch imaginierten Kosmos keine Hoffnung auf ein ewiges Leben gibt (irgendwann wird unsere Milchstraße definitiv verglühen oder erkalten), bietet eine Weltsicht, die mit dem Gott rechnet, der Jesus von den Toten auferweckt hat, die realistische Hoffnung auf ein unverlierbares Leben.



Nicolas Matter ist Theologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum Glaube & Gesellschaft, wo er unter anderem den Podcast „Glaube & Gesellschaft im Gespräch“ und das Weiterbildungsangebot Integral Economics (www.integral-economics.com) mitverantwortet. Foto: privat



Der Theologe und Historiker Oliver Dürr leitet das Zentrum für Glaube & Gesellschaft an der Universität Fribourg. Er arbeitet seit Langem an der Schnittstelle von Theologie, Technik und Menschenbild und ist Autor der Monografie „Transhumanismus – Traum oder Alptraum?“ (Herder 2023). Foto: privat

Der Mann, der den Tod überwinden will

Der Tech-Millionär Bryan Johnson geht bis zum Äußersten, um nicht mehr zu altern. Seine Philosophie trägt inzwischen die Züge einer Ersatzreligion. Was treibt ihn an? **VON MAXIMILIAN LUTZ**

Der Tod, meinte schon der Literaturnobelpreisträger Elias Canetti, ist ein Skandal. Bryan Johnson würde dem zustimmen. Doch während dem 1994 im Alter von 89 Jahren verstorbenen Atheisten Canetti nichts anderes blieb, als zeitlessly gegen die Endlichkeit des Seins anzuschreiben, verfolgt der Tech-Millionär Johnson ein Ziel, das außerhalb der Blase des Silicon Valley eher als Hybris gelten dürfte: Er will den Tod überwinden. Mit viel Geld, Künstlicher Intelligenz und der radikalen Optimierung des eigenen Selbst.

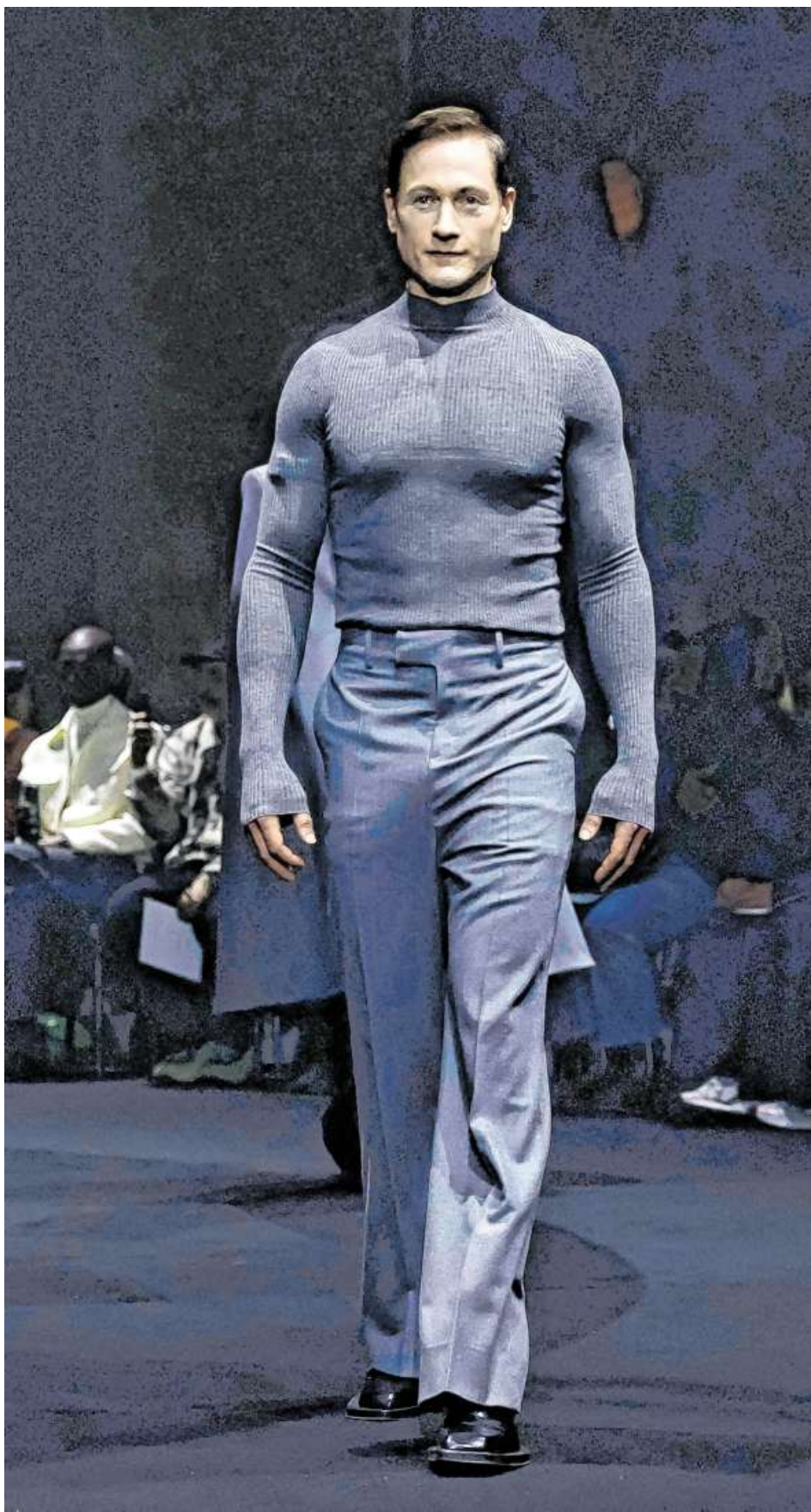
Der Traum von der Unsterblichkeit: Kaum ein Zeitalter, in dem er nicht Völker, Kulturen, Kunst und Wissenschaft faszinierte. Das Christentum setzt ihm die Hoffnung auf Erlösung durch das ewige Leben entgegen. Gerade jetzt an Ostern feiern wir mit der Auferstehung den Sieg Christi über den Tod. Bryan Johnson dagegen strebt das ewige Leben im Diesseits an, im Hier und Jetzt. „Don't die“ heißt so schlicht wie folgerichtig die Philosophie, die der heute 48-Jährige – Achtung, Kalauer – ins Leben gerufen hat. Einfach nicht sterben. Um dieses, gelinde gesagt, ambitionierte Ziel zu erreichen, unternimmt er seit einigen Jahren ein ziemlich extremes Experiment am eigenen Körper.

Um den Alterungsprozess seines Organismus sukzessive zu verlangsamen, lässt Johnson sich quasi rund um die Uhr medizinisch vermessen, folgt strikten Schlaf- und Bewegungsroutinen, meidet Sonnenlicht und unterzieht sich täglich einer Vielzahl kleinerer und größerer technologischer Prozeduren, die ihn innerlich und äußerlich verjüngen sollen. Alle Entscheidungen, die seine Ernährung betreffen, hat Johnson an einen Algorithmus ausgelagert. Der berechnet ihm auf die Kalorie genau, wie viel Nahrung er täglich zu sich nehmen darf. Strikt vegan. Plötzlicher Heißhunger auf Schokolade? Ein spontaner Besuch beim Italiener auf eine Pizza mit Freunden? Für Bryan Johnson völlig ausgeschlossen. Nicht der Kopf, sondern die KI entscheidet, was er wann und in welcher Menge konsumiert. Zusätzlich schluckt er noch 130 Pillen am Tag, deren lebensverlängernde Wirkung oftmals zwar für Mäuse, nicht aber für den Menschen nachgewiesen ist.

Um Transparenz zu schaffen, teilt Johnson all seine Gesundheitsdaten im Netz. „Blueprint“ nennt er das Projekt, mit dem er als menschliches Versuchskaninchen die Grenzen dessen verschiebt, was bislang unternommen wurde, um nicht mehr zu altern. Zwei Millionen Dollar kostet ihn das Unterfangen im Jahr. Johnson behauptet, pro Lebensjahr inzwischen nur noch um acht Monate zu altern. Nicht schlecht, wenn es stimmt. Aber von der Unsterblichkeit noch ein bedeutendes Stück entfernt.

„Don't die“ klingt besser als „Live longer“

Natürlich wird Johnson selbst wissen, dass auch für ihn das ewige Leben auf Erden ein Wunschtraum bleiben wird. Aber „Don't die“ klingt nun einmal besser als „Live longer“. Für viele gilt er schlicht als extremster Vertreter des „Longevity“-Trends, der seit einigen Jahren nicht nur unter Hollywood-Größen und Tech-Unternehmern kursiert, sondern auch in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Nicht zuletzt populärwissenschaftliche Bücher wie der Bestseller „Outlive: Wie wir länger und besser leben können, als wir denken“ des US-Mediziners und



Kriegt nie genug vom Leben: Bryan Johnson ist für die einen ein genialer Visionär, für die anderen ein großwahnsinniger Tech-Prophet. So sehr er sich auch anstrengt, dem Tod von der Schippe zu springen: Auch für ihn wird die Reise auf diesem Planeten einmal zu Ende sein.

Foto: Imago/Bestimage

Forschers Peter Attia haben das Bewusstsein dafür geschärft, dass sich unsere gesunden Jahre und vielleicht auch unsere Lebenserwartung nach oben schrauben lassen, wenn man an einigen Stellschrauben dreht: regelmäßige Bewegung, ausgewogene Ernährung, ausreichend Schlaf, mentales Gleichgewicht. Was simpel klingt, fällt in der Praxis oft schwer. So kommt es, dass auch in westlichen Ländern viele Menschen an Zivilisationskrankheiten sterben, die sich vermeiden oder zumindest stark hinauszögern ließen.

Wer nun denkt, mit fünf Workouts pro Woche, einem geregelten Schlafrythmus von 22 bis 7 Uhr, per Smartwatch aufgezeichneten Schlafphasen, einer proteinreichen Ernährung ohne künstlichen Zucker, eingenommen natürlich nur zwischen 12 Uhr mittags und 20 Uhr abends, bereits auf den Spuren Bryan Johnsons zu wandeln, liegt falsch. Wer dem Tod von der Schippe springen will, muss eine Schippe draufpacken. So ließ sich Johnson das Blutplasma seines damals 17-jährigen Sohnes injizieren, scheinbar jedoch

ohne messbaren Erfolg. Und in der halbautonomen Sonderwirtschaftszone „Prospera“, die sich auf dem Territorium von Honduras befindet, unterzog er sich einer umstrittenen, experimentellen Genterapie.

Ob all dies auch nur ansatzweise den gewünschten Effekt erzeugen wird, steht in den Sternen. Untersuchen lässt Johnson sich nur von seinem eigenen medizinischen Team, es gibt keine unabhängige Evaluation seines Zustands. Kritiker gibt es dagegen reichlich. Die meisten Mediziner und Wissenschaftler sind nicht überzeugt davon, dass Johnsons Lebensstil besonders gesund ist. Einer zeigte sich nach einem Treffen mit Johnson gar besorgt: Der selbstbetitelt „gesündester Mensch der Welt“ habe kränklich blass ausgesehen.

Schuffelt sich ein reicher Westküsten-Unternehmer bei dem Versuch, dem Tod zu entkommen, sein eigenes Grab? Darin läge eine makabre Ironie. Bedenklicher ist, dass Johnson seine „Don't die“-Bewegung inzwischen zu einem regelrechten Kult, ja einer Art Ersatzreligion geformt

hat. Mit Tausenden Anhängern rund um den Globus, die in ihrer Lebensweise ihrem Idol nacheifern. Nur: Gott kommt darin nicht vor. Stattdessen wird dem Algorithmus beziehungsweise der Künstlichen Intelligenz gottgleiche Verehrung zuteil. Der Transhumanismus, er hat die Transzendenz ersetzt. Johnson scheint sich in der Rolle des exzentrischen Anführers seines eigenen Kultes zu gefallen. Und sich als neuer Messias des Technologie-Zeitalters zu verstehen. Im Gespräch mit der „Welt“ nannte Johnson Jesus seinen „Hauptkonkurrenten“. Und 2023 postete er auf „X“: „Jesus hatte 2000 Jahre und ich habe noch keinen Nachweis seiner Taten gesehen. Ich habe in zwei Jahren mehr erreicht.“ Zudem könne er vorehelichen Sex haben. Das beweist: Zumindest seinen Humor hat er schon mal auf pubertäres Niveau gebracht.

Existenzielle Krise, Bruch mit den Mormonen

All das lässt sich leicht als Spinnerei eines großwahnsinnigen Tech-Fanatikers abtun. Wäre da nicht der wirtschaftliche Aspekt hinter dem Projekt „Blueprint“ und der „Don't die“-Philosophie. Wer sich so ernähren will wie Bryan Johnson, muss tief in die Tasche greifen: Ob Olivenöl, Langlebigkeits-Proteinpulver oder Macadamianüsse. Sämtliche Produkte, die es für die Blueprint-Diät braucht, vertreibt Johnson in seinem Onlineshop. Alles unter eigenem Markennamen, zu horrenden Preisen. Eine Flasche Olivenöl: 45 Euro. Die Monatsration Proteinriegel: 33 Euro. Stecken hinter dem hochfliegenden Getöse von der Unsterblichkeit am Ende ganz banale, pekuniäre Beweggründe? Johnson streitet das natürlich ab. Es lässt sich jedoch nicht von der Hand weisen, dass ihm das Projekt „Blueprint“ mit geschicktem Marketing samt Netflix-Dokumentation inzwischen massive Bekanntheit eingebracht hat. Seinen Online-Kanälen folgen Millionen.

Finanzielle Sorgen hatte Johnson, der 2013 den von ihm gegründeten Bezahl-dienst Braintree für 800 Millionen USDollar an PayPal verkaufte, in seinem Leben kaum. Schwere existenzielle Krisen dagegen schon. Johnson wurde 1977 im US-Bundesstaat Utah geboren, der Hochburg der Anhänger der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, auch bekannt als Mormonen. Bis ins Erwachsenenalter war Johnson von deren traditionell-konservativem Wertefundament geprägt. Nach dem Schulabschluss verbrachte er sogar zwei Jahre als Missionar in Ecuador. Er heiratete mit 24, zeugte drei Kinder, stieg rasant in der lebhaften Silicon-Valley-Tech-Szene der frühen 2000er auf.

In der Netflix-Doku „Don't die“ schildert Johnson, wie er die berufliche Überlastung mit exzessivem Alkohol- und Essenskonsum kompensierte und psychisch und privat immer mehr in einen Abgrund rutschte. Zehn Jahre lang litt er an chronischen Depressionen, kämpfte mit Suizidgedanken und entfremdete sich zunehmend von der Kirche, der er seit Kindheitstagen angehörte. Bis er mit 34 Jahren die Reißleine zog und einen radikalen Schlussstrich unter sein altes Leben setzte. Er trat aus der Glaubensgemeinschaft der Mormonen aus, woraufhin seine Frau sich scheiden ließ, den Kontakt abbrach und auch die Kinder von ihm fernhielt. Erst in den letzten Jahren baute er wieder eine Beziehung zu seinem Sohn Talmage auf, nachdem dieser die Mormonen ebenfalls verlassen hatte. Seinen

Lebensstil stellte Johnson nach dem Austritt auf den Kopf. Nie wieder würde er dem Hirn die Autorität über seinen Körper geben. Herausgekommen ist das Extrem, das er heute pflegt.

Ist Johnson im Kern doch ein spiritueller Mensch geblieben, dessen Bruch mit dem Glauben seines familiären Umfelds eine Wunde geschlagen hat, die er mit der radikalen Tech-Gläubigkeit heilen will? Ist der Versuch, sein Leben bis zum Äußersten zu verlängern, nur ein Verdrängungsmechanismus, um sich seinem Bedürfnis nach Erlösung nicht stellen zu müssen? Ein Bedürfnis, das sein alter Glaube offenbar nicht stillen konnte. Johnson selbst würde diese Deutung sicher abstreiten. Und stattdessen eher der Erklärung zustimmen, seine Erlösung im Diesseits bereits gefunden zu haben, indem er sich dem Algorithmus bedingungslos unterworfen und scheinbar alle Süchte der menschlichen Natur überwunden hat. Doch wird man den Eindruck nicht los, dass Johnsons blasses, maskenhaftes Gesicht auch genau das darstellt: eine Maske, hinter der sich noch mehr verbirgt, als uns das wohlgepflegte Social-Media-Image glauben machen will.

Auch Bryan Johnson kann Kopf und Gefühle nicht völlig ausschalten. Dass er liebt und geliebt werden will, macht die Netflix-Doku deutlich, deren zentraler Handlungsstrang die Vater-Sohn-Beziehung ist. Sie vertieft sich im letzten High-School-Jahr seines Sprösslings, ehe dieser fürs Studium in eine andere Stadt zieht. Die Abschiedsstränen, die bei Johnson fließen, wirken echt. Hat er sich intensiv Gedanken über die Konsequenzen gemacht, wenn er tatsächlich unsterblich wäre? Kinder, Enkel, Freunde, er müsste sie dann für immer verabschieden. Das ewige Leben auf Erden, es dürfte ein ziemlich einsames sein. Und ist solch ein Leben, dessen primärer Sinn darin besteht, tagein, tagaus die eigene Sterblichkeit aufzuhalten, überhaupt lebenswert?

Unmengen Koffein, diverse Tiefkühlkost und, zugegeben, auch Alkohol wurden während des Schreibens dieser Zeilen konsumiert. Mit schlechtem Gewissen? Nein. Denn es ist zutiefst menschlich, derlei Entscheidungen selbst zu treffen und sie nicht an die KI auszulagern. In dem Bewusstsein, dass sie nicht immer nur das Beste für das eigene Wohlergehen bedeuten. Ja, dass Handlungen Konsequenzen haben, dass Zeit ein endliches, kostbares Gut ist. Vielleicht sind es diese Erkenntnisse, die ein Leben erst lebenswert machen.



- Drei Viertel der Deutschen (73 Prozent) glaubt nicht, dass die Wissenschaft eines Tages den Tod besiegen wird. Nur 13 Prozent glauben das.
- Bei den Jüngeren glaubt immerhin ein Viertel (27 Prozent), dass KI und Co. eines Tages den Tod besiegen werden – bei den Über-70-Jährigen glauben dies nur noch zwei Prozent.
- Freikirchler und Muslime sind ebenfalls überdurchschnittlich häufig der Meinung, dass die Wissenschaft den Tod besiegen kann.

INSA-Umfrage im Auftrag der „Tagespost“ (siehe auch S. 44)

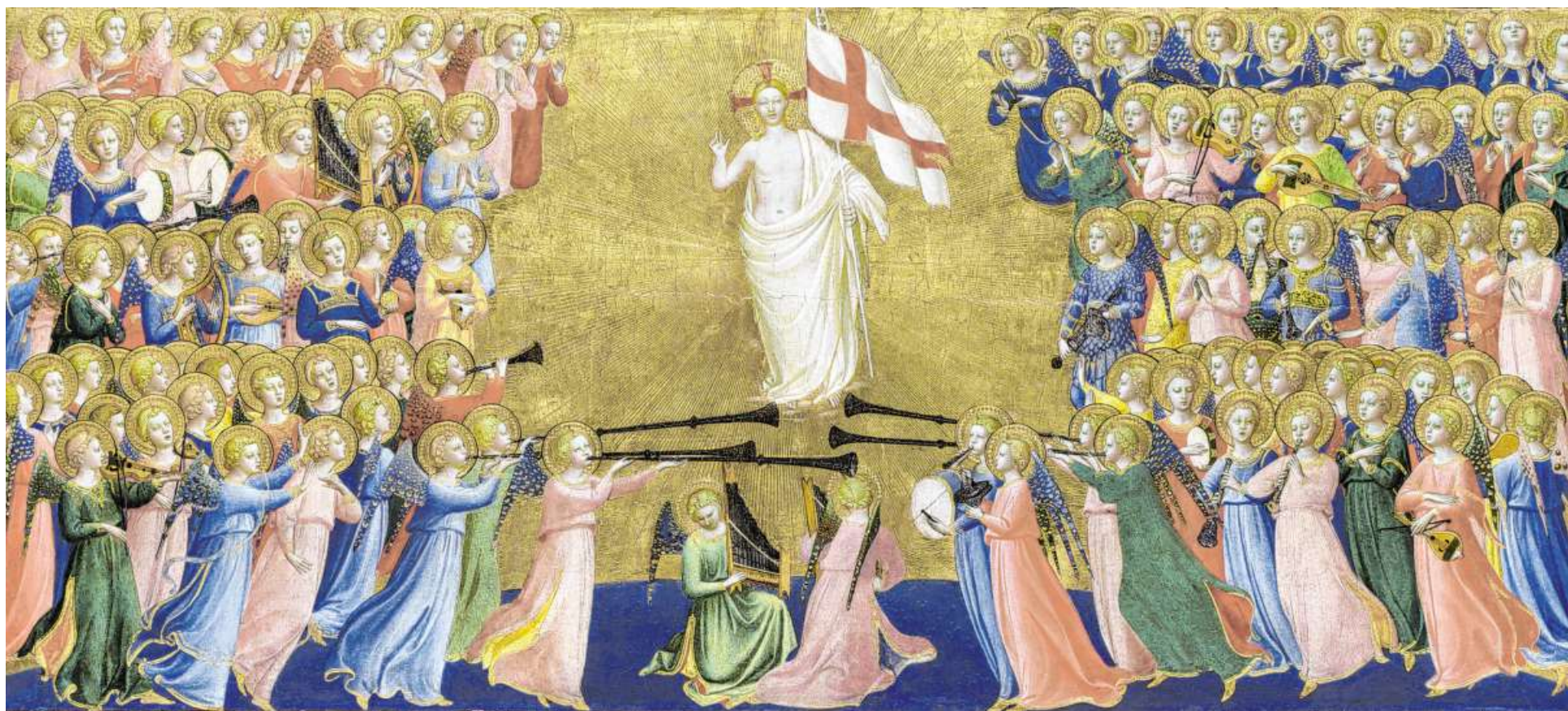
Die Kunst des Sterbens

Das Unwiederbringliche, Unwiederholbare gehört zu einem guten Leben hinzu. Gerade die Vergänglichkeit des Lebens macht es so kostbar **VON LORENZ JÄGER**

Im Jahr 1940 erschien in Argentinien eines der merkwürdigsten Bücher, das ich kenne. „Morels Erfindung“ lautet der Titel, geschrieben hat es Adolfo Bioy Casares, der damals 26 Jahre alt war. Er schrieb noch manches, aber an die Genialität seines Erstlings reichten die anderen Dinge nicht heran. Ein politischer Gefangener kann entkommen und erreicht eine menschenleere Insel im Pazifik. Eines Tages kommt per Schiff eine rätselhafte Touristengruppe an, unter ihnen eine attraktive Frau, die dem Flüchtling außerordentlich gut gefällt. Über mehrere Tage beobachtet er die Leute, diese aber scheinen ihn nicht zu bemerken. Als er endlich Faustine anspricht – die Dame, die es ihm angetan hat –, reagiert sie nicht. Mit Morel, einem aus der Gruppe, spielt sie Tennis. Plötzlich wird der Beobachter inne, dass die Gespräche der Leute sich nach einer Woche wiederholen; er befürchtet, wahnsinnig geworden zu sein. Dann ist die Gruppe auf einmal verschwunden. In der Nacht taucht sie wieder auf. Nun hört er ein Gespräch mit: Morel erklärt den Mitreisenden, dass er ihre sämtlichen Handlungen der vergangenen Woche mit einer von ihm erfundenen Maschine „aufgenommen“ hat, die die Wirklichkeit reproduzieren kann. Die Aufnahme, so erklärt er, wird ihre Seelen speichern, sie werden ewig leben. Betrieben wird die Projektion von der Energie, die der Gezeitenwechsel hergibt.

„Im Mittelpunkt unseres Glaubens steht das Kreuz. Und das heißt: rückhaltlose Anerkennung der Sterblichkeit als des entscheidenden Faktums für die Existenz.“

Der Erzähler sieht eine Chance: Er studiert den Mechanismus der riesigen Maschine in einem unterirdischen Raum und schafft es am Ende, sich in die Gruppe hineinzuprojizieren – um den Preis seines irdischen Todes. Sein letzter Wunsch, den er den Lesern hinterlässt: Eines Tages möge ein zweiter Morel kommen, der es mit nachträglicher Umprogrammierung so füge, dass Faustine ihn, den liebenden Erzähler, ihrerseits wahrnimmt. Morel also hatte die ganze Reisegruppe – und sich selbst – umgebracht; er spricht rechtfertigend von einem „Opfer für die Ewigkeit“. Dreidimensionale



„Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung“, schrieb Thomas von Kempen in der „Nachfolge Christi“. Christen glauben daran, dass sie in der Nachfolge Jesu einmal mit ihm auferstehen werden. (Altarstück von Fra Angelico, 1423-1424). Foto: Imago/Heritage Images

Hologramme hat er geschaffen, dazu mit dem gespeicherten „Bewusstsein“ der Getöteten. Ihre Körper findet man später auf dem Schiff. Die Grenze zwischen Verbrechen und genialer „Erlösung“ verschwimmt.

Dass die Unsterblichkeit ein technisches Problem ist, dessen Lösung wie bei allen rein technischen Fragen grundsätzlich möglich ist, hat sich als gemeinsame Vorstellung in der radikalen Moderne ausgebildet. Seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts auffallend deutlich in Russland, später auch in der Sowjetunion, heute mehr in den Vereinigten Staaten. Die Idee, Fragen nach Gott, Freiheit und Unsterblichkeit (für Kant die eigentlich metaphysischen) fänden in den Wissenschaften und nirgendwo sonst ihre Auflösung, nennt man „Szientismus“. Dabei werden die Erwartungen an wissenschaftliche Forschungen systematisch überspannt – wie es auch im sogenannten „wissenschaftlichen Sozialismus“ der Fall war: Man glaubte, die Gesetze der Geschichte erkannt zu haben und ihre Ziele zu kennen. Es bleibe als Aufgabe nur noch, die Befunde „umzusetzen“.

Der sowjetisch-russische Physiker Leonid Leskow (1931-2006) schrieb die Abhandlung „Ewig leben? Ein Ingenieur-

problem!“ Die „künstliche Züchtung von Embryonen“ stehe bevor, auf solche Körper ließe sich eine „Transplantation“ des vorherigen Bewusstseins gealterter Menschen vornehmen. Aber schon erhebt sich dabei ein neues Problem, das „nach dem Sieg über den Tod“ einer Lösung bedarf. Es handelt sich um die „Einführung einer zuverlässigen Geburtenkontrolle“. Fast im Vorbeigehen werden die unmenschlichsten Dinge als wünschbar hingestellt – weil sie „wissenschaftlich“ begründet seien.

Die Fortdauer des individuellen Bewusstseins wird meist so vorgestellt, dass es – wie jede andere Information – eines Tages „gespeichert“ werden kann. Nun wäre aber diese Speicherung ganz nutzlos. Mein Bewusstsein ist keine Sammlung von fertigen Informationen, sondern es lebt im Lebensprozess. Erst mein jeweiliges Projekt verleiht dieser oder jener Erinnerung die Tönung; morgen mag sie etwas anders sein, als sie heute war. Das „Ich“ ist nur fassbar als eine Instanz, die zeitlich existiert und von deren künftigen Vorhaben alles Vergangene erst sein Relief erhält.

Eine Frage taucht bei den Zukunftsphantasten nie auf: Ist ein endloses irdisches Fortleben überhaupt wünschbar? Worin liegt die Bedeutung der Endlichkeit? Gibt

es eine? Die amerikanische Dichterin Emily Dickinson (1830-1886) hat uns darauf hingewiesen, dass ihre Vergänglichkeit die Augenblicke des Lebens nicht etwa entwertet, sondern in ihrer Bedeutung vielmehr steigert: „That it will never come again / Is what makes life so sweet.“ Nicht das unendlich oft Vorhandene, sondern das Unwiederbringliche ist das Kostbarste. Je seltener, umso wertvoller; je massenhafter, umso gleichgültiger. Eine gleichgültige, ihres Werts beraubte Zukunft wäre das Ergebnis der transhumanistischen endlosen Lebensverlängerung. Wenn mir Zukunft unbegrenzt zur Verfügung steht, dann kommt es auf den Augenblick nicht mehr an, und niemals wird etwas „unwiederbringlich“ sein. Der Schmerz verschwindet ebenso wie die Romantik. Sehr zu Recht hat eine vatikanische Kommission unter dem Titel „Quo vadis humanitas?“ vor wenigen Wochen der transhumanistischen Phantastik eine Absage erteilt.

Im Mittelpunkt unseres Glaubens steht das Kreuz. Und das heißt: rückhaltlose Anerkennung der Sterblichkeit als des entscheidenden Faktums für die Existenz. Zugleich ist der Ausblick auf ein ewiges Leben im Angesicht Gottes angesprochen. Darum bündeln sich im Bild des Kreuzes Furcht und Hoffnung der

Menschen (aller) wie in keinem anderen Symbol.

Der Autor schrieb als Journalist für die FAZ und widmet sich heute philosophisch-theologischen Themen. Zuletzt erschien von ihm im Rowohlt Verlag „Die Kunst des Lebens, die Kunst des Sterbens“ (2024).



- Eine Mehrheit der Deutschen (48 Prozent) hat keine Angst vor dem Tod. Gut ein Drittel (35 Prozent) hat Angst vor dem Tod.
- Frauen haben mit 41 Prozent deutlich häufiger Angst vor dem Tod als Männer (28 Prozent).
- Muslime haben mit 43 Prozent häufiger Angst vor dem Tod als andere Religionsgruppen, dicht gefolgt von Katholiken (41 Prozent). Am seltensten haben Freikirchler und Konfessionslose Angst vor dem Tod.

INSA-Umfrage im Auftrag der „Tagespost“ (siehe auch S. 44)

Freude mit dem Tod vor Augen

Bewusste Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit statt Flucht vor dem Leben: Dafür steht das Kreuz **VON JONAS KLUR**

Den furchterregenden Tod täglich vor Augen haben“: Dieser kurze Satz aus der Regel des heiligen Benedikt prägt das abendländische Mönchtum bis heute. Welche Gefühle löste es in uns aus, wenn wir uns vorstellten, uns von nun an täglich den „furchterregenden Tod“ vor Augen zu halten? Wohl kaum Freude. Die meisten versuchen, der Wirklichkeit des Todes auszuweichen und die Beschäftigung mit ihm möglichst lange aufzuschieben, weil er Furcht und Traurigkeit hervorruft.

Nicht wenige stürzen sich stattdessen in Zerstreuungen und oberflächliche Unterhaltung – eine Haltung, die Hölderlin (1770-1843) in seinem zweiersigen Gedicht Die Scherzhaften benennt: „Immer spielt ihr und scherzt; ihr müßt! o Freunde! mir geht dies / In die Seele, denn dies müssen Ver-

zweifelte nur.“ Alles Tun, alle Ablenkung, ja eine ganze Bespaßungsindustrie könnten aus der Flucht vor dem unweigerlichen Tod geboren sein – jenem Tod, der allem ein Ende setzt und jeden letzten Sinn zu ersticken droht. Man kann lachen, scherzen und sich vergnügen, ohne dass dahinter wirkliche Freude steht. Friedrich Nietzsche (1844-1900) bemerkt in Menschliches, Allzumenschliches: „Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.“

Der Benediktinermönch David Steindl-Rast erzählte auf die Frage nach der glücklichsten Zeit seines Lebens überraschend von den Jahren des Krieges. Gerade weil der Tod allgegenwärtig war, seien es Jahre echter Freude gewesen: „Wir haben so freudig gelebt, weil wir gar nicht anders konnten, als den Tod allzeit vor Augen zu

haben. Das zwang uns, im Augenblick zu leben – ganz im Jetzt –, und darin lag das Geheimnis unserer Lebensfreude.“ Aus dieser Erfahrung heraus entschloss er sich, in den Benediktinerorden einzutreten, um jene Freude nicht zu verlieren, die aus der bewussten Wahrnehmung der eigenen Endlichkeit erwächst.

Vor diesem Hintergrund erscheinen auch die Entsagungen des monastischen Lebens in einem anderen Licht. Sie wollen das Leben nicht trüben, sondern zu einer tieferen Erfüllung führen. G. K. Chesterton (1874-1936) formulierte pointiert: „Askese im religiösen Sinn bedeutet, zugunsten der höchsten Fröhlichkeit, der höchsten Freude schlechthin, nämlich dem Vergnügen an der Religion, die große Zahl an menschlichen Vergnügungen zu verschmähen.“ (Frohe Hiobsbotschaft, 101).

Der Weg zur Freude kann anstrengend sein. Untersuchungen legen nahe, dass Freude wächst, wenn ihr Mühe vorausgeht. Der Ausblick vom Gipfel wird intensiver von dem genossen, der den Berg zu Fuß erklimmen hat, als von jenem, der bequem die Seilbahn nahm. So darf auch die Fastenzeit verstanden werden, die 40 Tage der Vorbereitung auf die Osterfreude – 40 Tage, in denen sich der Blick auf schwere Themen richtet: Sünde, Umkehr, Leiden, Versuchung, Verzicht, Endlichkeit. Die Präfation der Fastenzeit I spricht davon, dass Gott die Gläubigen „mit geläutertem Herzen zur österlichen Freude und zur Fülle des Lebens“ führt. Christus hat den Tod nicht verdrängt, sondern sich ihm gestellt – und ihn verwandelt.

Darum gehen von Kreuz und Tod nicht nur Schrecken und Traurigkeit aus, sondern

auch Trost. Der Philosoph Josef Pieper (1904-1997) meint in Zustimmung zur Welt über den Trost: „Der Trost aber ist eine Gestalt der Freude, wenngleich die schweigendste. [...] ‚Trost‘ gibt es allein unter der Voraussetzung, dass Schmerz, Trauer, Tod als etwas trotz allem Sinnvolles akzeptiert und also bejaht sind.“ Durch Kreuz und Auferstehung ist der Tod von einem Grund zur Verzweiflung zu einer Quelle der Hoffnung geworden. Und Hoffnung ist der tiefste Grund der Freude. „Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein, aber eure Trauer wird sich in Freude verwandeln“ (Joh 16,20).

Der Autor ist Priester im Erzbistum Paderborn und promoviert zurzeit in theologischer Ethik.



Die großen Schöpfungen unserer Kultur sind ohne den Glauben an die Ewigkeit nicht denkbar. (Deckenfresken der Kapelle Madonna di San Brizio von Frau Angelico in Orvieto).

Foto: Imago/Pond5 Images

Lob der Ewigkeit

Eine Zivilisation, die an das Jenseits glaubt, lebt anders. Was geht verloren, wenn der Glaube an den Himmel verloren geht? **VON PETER SEEWALD**

Von Franz Kafka stammt folgender Satz: „Der Mensch kann nicht leben ohne ein dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich. Glauben heißt: das Unzerstörbare in sich befreien, oder richtiger: unzerstörbar sein, oder richtiger: sein.“

Schon die Höhlenbewohner waren überzeugt, dass das, was den Menschen ausmacht, niemals verloren geht. Das alte Ägypten baute Pyramiden, damit ihre Pharaonen leichter in den Himmel kamen. Die antiken Philosophen bewiesen allein durch Nachdenken, dass zumindest die Seele nicht sterben kann. Der Durchbruch kam mit Christus. Die Menschwerdung Gottes hatte die Kraft, Gewissheit zu schaffen: Der Mensch ist nicht für den Untergang ins Leben gerufen, so die Botschaft, sondern für die Auferstehung. Jesu Evangelium spricht von Vollendung, nicht von Vernichtung. „Wenn Zugehören zur Kirche überhaupt einen Sinn hat“, fasste Joseph Ratzinger zusammen, „dann doch nur den, dass sie uns das ewige Leben und so überhaupt das richtige, das wahre Leben gibt. Alles andere ist zweitrangig.“

Auch wenn viele das nicht mitbekommen: Bis heute dreht sich jeder Gottesdienst um Auferstehung. Der Sonntag, der erste Tag der Woche, ist dem Sieg Christi über den Tod gewidmet. Das ganze Kirchenjahr läuft auf diesen einen Sprengsatz zu, der in der Osternacht aufflammt wie ein Feuerwerk. Und wenn Kirchen gen Orient ausgerichtet sind, der aufgehenden Sonne entgegen, drückt diese „Orientierung“ aus: Es ist vollbracht. Die Schranke ist offen. Der Weg ist frei.

Was ändert sich, wenn wir den Himmel verlieren? Kurz gesagt: einfach alles. Von der Frage aller Fragen hängt ab, wie wir unser Leben ausrichten. Welche Werte wir haben. Welches Selbstbild und welches Bild von der Welt. Wie wir mit anderen Menschen umgehen. Wie wir unsere Zeit verbringen, wie wir lieben und wie wir sterben. Ob wir an einen Gott glauben oder nicht.

Der Himmel, das hellste Zeichen einer grenzenlosen Hoffnung, steht für Liebe, die schenken und nicht nehmen will. Für eine letzte Gerechtigkeit, die auch jene am Kragen packt, die sich unter irdischen Bedingungen freikaufen konnten. Himmel hat mit Weite, mit Schweben, mit Träumen zu tun. Mit unausdenkbaren Räumen und Möglichkeiten. Ein „Geschenk des Himmels“ ist, wenn einem wie durch ein Wunder aus der Patsche geholfen wird. Die Sterne vom Himmel holen? Im siebten Himmel sein? Wer mochte das nicht?

„Der Astrophysiker Stephen Hawking schrieb, der Himmel sei 'ein Märchen für Menschen, die sich vor der Dunkelheit fürchten'. Der Mathematiker John Lennox konterte, wer den Himmel verleugne, gehöre zu den Menschen, 'die sich vor dem Licht fürchten'.“

Der Astrophysiker Stephen Hawking schrieb, der Himmel sei „ein Märchen für Menschen, die sich vor der Dunkelheit fürchten“. Der Mathematiker John Lennox konterte, wer den Himmel verleugne, gehöre zu den Menschen, „die sich vor dem Licht fürchten“. Himmel ist das, was das Eckige zum Runden macht. Himmel ist das Oben, das zum Unten gehört. Das Jenseits, ohne das das Diesseits ein Torso wäre. Könnte man einem Kind den Tod seiner geliebten Oma, seines geliebten Haustieres anders vermitteln als mit dem Trost, dass es einen Himmel gibt, wo jene, die plötzlich nicht mehr da sind, auf einen warten? Könn-

ten Eltern den Verlust ihres Kindes ertragen, ohne die Zuversicht, dass ihr süßes kleines Mädchen nun wie ein Engel auf Wolke sieben schwebt?

Der Jenseitsgedanke initiierte eine Kultur, die gutes Handeln und Barmherzigkeit zum Gesetz machte und der Zuversicht Grund gab, dass wir nicht Windhauch sind, ein unbedeutendes Nichts im Zeitlauf der Evolution, sondern wertvoll sind und wertvoll bleiben. Denken wir uns einmal einige der Dinge weg, die uns vorhergehende Generationen mit Blick auf den Himmel hinterlassen haben. Etwa die himmlischen Kathedralen. Die traumhaften Kulturlandschaften zum Lob des Himmels. Die himmlische Musik von Mozart, Bach, Chopin. Die den Himmel berührenden Bilder von da Vinci, Michelangelo und Dürer. Ohne Himmel kein Weihnachten und kein Christi Himmelfahrt, keine Engel und kein Ave Maria für die „Himmelskönigin“.

Das macht den Unterschied: Ob jemand lebt, als ob er nur diese eine so kurze Spanne zwischen Wiege und Bahre existierte, in die er dann alles hineinpacken muss, was es hineinzupacken gibt, mit all der Hetze, Gerechtigkeit und Ausbeutung. Oder ob man, mit aller Gelassenheit, ein „Doppel“-Leben führt, eines, das quasi „X plus unendlich“ geht, mit einem begrenzten Dasein hier und einem unbegrenzten dort. Ob man sich an den Schätzen für die Erde orientiert, denen des Habens, wie Karriere, Luxus, Macht, oder an den Schätzen des Himmels, den Schätzen des Seins, wie Demut, Reife, Liebe. Ob man tun und lassen kann, was man will, oder ob man davon ausgeht, auch einmal Rechenschaft ablegen zu müssen für Lüge, Lieblosigkeit, Eigennutz und all die ungebändigten Geister einer Gesellschaft, die nicht mehr wagt, an Höheres zu glauben als sich selbst.

Christentum ist Auferstehungsglaube. In der zentralen Botschaft Christi geht es weniger um nette Nachbarschaft und poli-

tische Korrektheit, sondern um Unsterblichkeit. Der Zusage Christi zu vertrauen, liegt deshalb eine Haltung des Empfangens und der Dankbarkeit zugrunde. In der Begrenzung auf das Diesseits umgekehrt keimt stets die Gefahr, sich in der Hybris eigener Herrlichkeit zum Macher einer Wirklichkeit aufzuschwingen, die gegen jene göttliche Ordnung steht, die die Väter des Grundgesetzes nach der Erfahrung des atheistischen Terrors in West und Ost noch als oberste Richtschnur angaben.

„Der Jenseitsgedanke initiierte eine Kultur, die gutes Handeln und Barmherzigkeit zum Gesetz machte und der Zuversicht Grund gab, dass wir nicht Windhauch sind, ein unbedeutendes Nichts im Zeitlauf der Evolution, sondern wertvoll sind und wertvoll bleiben.“

Dem Christentum wird vorgehalten, das Versprechen des Jenseits sei eine billige Vertröstung, um die Leute davon abzuhalten, gegen Unterdrückung zu kämpfen und sich ihr Paradies auf Erden zu schaffen. Joseph Ratzinger rückte zurecht: Nicht die eschatologische, sondern die politische Utopie sei „ein Trugschluss“. Denn die künftige Welt der Utopisten sei im Grunde „immer nur für eine noch unbekanntere künftige Generation da“ und entspreche einer Gegenwart, „hinter der nichts kommt“. Die christliche Hoffnung hingegen sei weder Vertröstung auf ein imaginäres Morgen noch die Absage an gesell-

schaftliches Engagement. „Dass es diese Zukunft gibt“, so Ratzinger, „ändert die Gegenwart.“ Wo der Glaube praktiziert werde, gestalte er das Leben schon lange vor der endgültigen Erfüllung um. Er ziehe regelrecht „Zukunft in Gegenwart herein“. Im Übrigen beginne ewiges Leben nicht im Jenseits, sondern im Hier und Jetzt. Und zwar überall dort, wo die Botschaft des Evangeliums Realität wird, und wenn auch nur für wenige Stunden.

Nicht zuletzt: Eine Kultur der auf den Himmel ausgerichteten „Letzten Dinge“ half unseren Vorfahren, gut zu altern, gut zu sterben und gut zu trauern; ganz im Bewusstsein der Einzigartigkeit und Schönheit des einzelnen Menschen, der unvergänglich bleibt, in der Gemeinschaft aller Vorausgegangenen und in der Liebe jener Schöpfermacht, von der alles kommt. Weil heute gilt, unser Lebensende um jeden Preis zu verhindern, werden selbst Todkranke mit Therapien behandelt, die das Leid nur noch größer machen.

Heinrich Böll bemerkte einmal, wir hätten nur deshalb eine Sehnsucht nach dem ganz Anderen in uns, nach zeitlosem Glück und Gerechtigkeit, weil „wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, dass wir hier auf der Erde nicht ganz zu Hause sind. Dass wir also noch woanders hingehören.“ In der Tat. Vielleicht sollten wir deshalb wieder lernen, im Menschen beide Seiten zu sehen: seine zeitliche und seine ewige. Dann ist der Tod auch keine Grenze, sondern eine Geburt in den Himmel hinein, wo wir unsere beste Zeit, ganz ohne Zeit, noch vor uns haben. Und vielleicht geht es im diesseitigen Leben ja nicht darum, es zu verlängern, sondern darum, es zu begreifen. Nicht darum, dem Leben mehr Tage zu geben, sondern den Tagen mehr Leben.

Der Autor lebt als Schriftsteller in München. Zuletzt erschien von ihm im Herder-Verlag „Die Entdeckung der Ewigkeit. Vom Leben auf Erden und dem Himmel darüber.“

Zwischen Osterlamm und Friedenstaube

Opfertod und neues Leben: Symbolträchtige Gebäckspezialitäten erzählen von einem christlichen Europa **VON HENRY C. BRINKER**

An der Espressobar liegen sie oft ganzjährig neben dem kleinen Schwarzen als kleine, süße Zugabe. Und ihre Symbolik tritt offen zutage: Wie zerschnittene Gebeine, die Mandelknochen umhüllt von bleichem Fleisch, künden sie von Tod, aber auch von der Auferstehung. Die Cantucci, harte Mandelkekse ursprünglich aus der Toskana, erfreuen sich inzwischen internationaler Beliebtheit. Doch kaum jemand weiß heute noch, dass die Cantucci auf ein Fastengebäck in italienischen Klöstern zurückgehen. Die Klöster: Überhaupt waren ihre Küchen und Backstuben über Jahrhunderte die Rezeptlabore Europas. Fastengebäck ist daher mehr als Verzichtsküche: Es ist eine Schule der Reduktion wie der Inkulturation, und manchmal gerade deshalb von überraschender Raffinesse. Die harten Mandelkekse – auch einfach mit dem Sammelbegriff „Biscotti“ benannt – wurden in toskanischen Konventen bereits im Mittelalter gebacken. Ihr fastentypisches Merkmal: Sie enthalten weder Butter noch Milch und sind lange haltbar. In der Fastenzeit waren sie ideal als kleine, süße Stärkung zu Wasser oder später zu Vin Santo. Ihre Schlichtheit entspricht dem monastischen Ideal: keine Füllungen, keine Verzierungen – nur Mehl, Mandeln, Zucker. Nach einer typischen Fastenrezeptur werden 300 Gramm Mehl und 200 Gramm Zucker mit drei Eiern (in strengen Orden durch Wasser ersetzt) und 150 Gramm ungeschälten Mandeln sorgfältig verknetet. Die braune Mandelhaut ergibt später die typische Farbzeichnung zwischen Kern und Teig. Etwas abgeriebene Zitronenschale verleiht dem Ganzen bei aller geschmacklichen Strenge einen mediterranen Frühlingshauch. Der Teig wird zu abgeflachten Rollen geformt, vorgebacken, in Scheiben geschnitten und nochmals kurz gebacken und getrocknet.

Resteverwertung und biblische Bedeutung

Auch in Frankreich kennt man Plätzchen, die vor allem in der Fastenzeit gegessen werden. Dazu gehören zum Beispiel die Navettes de Marseille. Auch diese schiffchenförmigen, trockenen Kekse aus der südfranzösischen Hafenstadt gehen auf klösterliche Backtraditionen zurück. Ihre Form erinnert an das Boot der Maria Magdalena, die der Legende nach in Südfrankreich gelandet sein soll. Sie ist diejenige die nach dem Johannes-Evangelium dem wiederauferstandenen Jesus als erste Person begegnet ist. Das Gebäck, das an sie erinnert, enthält traditionell kein tierisches Fett, sondern nur Olivenöl und war daher auch in der Fastenzeit zulässig. Spanientouristen kennen die „Torrijas“, eine Art „arme Ritter“, wo altbackenes Weißbrot durch Milch gezogen und ausgebacken wird. Heutzutage sind die leckeren, warmen Scheiben eher ein Osterklassiker, doch ursprünglich dienten sie in spanischen Klöstern dazu, altes Brot während der Fastenzeit zu verwerten. In einfacherer Form – ohne reichlich Milch und Zucker – waren sie eine nahrhafte, aber fleischlose Speise für die Karwoche. Das klösterliche Prinzip der Resteverwertung und Genügsamkeit brachte auch hier eine wunder-volle Blüte hervor, und wieder liegt in der Einfachheit das Besondere.

In süddeutschen Frauenklöstern wurden zur Fastenzeit Anisgebäcke besonders geschätzt. Anis galt als verdauungsfördernd und heilkräftig. In der mittelalterlichen Klostermedizin war das keine Nebensächlichlichkeit: Verdauung galt als Grundlage seelischer Ausgeglichenheit. Die Hilde-gard-Medizin weist der Anispflanze außerdem auch eine stimmungs-aufhellende Wir-



Das traditionelle Osterlamm, gebacken aus Rührteig, steht bei vielen Familien an Ostersonntag auf dem Frühstückstisch. Es symbolisiert Opfertod und neues Leben zugleich.

Foto: Imago/Bihlmayerfotografie

kung zu. Selbst wenn es dafür keinen physiologisch-klinischen Nachweis gibt: Wer den Anisduft für einen Moment in seinem Kopf imaginiert, dem zaubert allein diese Vorstellung vom süßlich-herben Anis-aroma ein kleines Lächeln ins Gesicht.

Die alte Fastenbäckerei ist in der Tradition einfach und schlicht, und doch lassen die verschiedenen, simplen Backwerke, inzwischen als besondere Spezialitäten angesehen, schon eine Vorahnung von Ostern spüren. Der Erwartungsaufbau durch das Fasten, das die 40 Tage der Entbehmung Christi in der Wüste aufgreift, erfüllt sich dann im immer näher rückenden Osterfest. In Großbritannien markieren die Hot Cross Buns mit ihrem Zuckerkreuz den Karfreitag. Gewürze aus fernen Kolonialzeiten – Zimt, Muskat, Nelke – erzählen von Handel und fernen Ländern, während das Kreuz den sakralen Ernst bewahrt. Es ist diese eigentümliche Melange des Vereinigten Königreichs aus Weltläufigkeit und Besinnung, die hier als aromatische Rezeptur aufscheint. Opfertod und Auferstehung; Traditionen aus der Backstube lassen den Zusammenhang sinnfällig werden.

Deutsches Osterlamm und italienische Colomba

Irgendwann ist die Zeit des Fastens vorbei, und die süß-sparsamen Fastenspeisen verwandeln sich in üppig-reichhaltige Leckereien, die auch optisch auf Wirkung und Zeichenhaftigkeit ausgerichtet sind. Österliche Freude wird mit allen Sinnen erfahrbar. Aus einer sich ankündigenden, erlösenden Freude wird die Gewissheit der Auferstehung. In Deutschland steht dann auf vielen Tischen eine gebackene Tierfigur: das Osterlamm. Nur einmal im Jahr kommt die dafür vorgesehene Form aus Ton, Metall oder neuerdings aus Silikon zum Einsatz. Aus Rührteig gebacken, mit Staubzucker überhaucht oder auch in angedeutete Wolle aus Kokosraspeln

gefüllt, ist der Kuchen mehr als eine hübsche Idee aus der Backform. Das Lamm ist das uralte Christus-Symbol – Unschuld, Sanftmut, Opfer, Erlösung, Auferstehung. Wer es anschneidet, vollzieht unwillkürlich eine liturgische Geste. Früher wurde nicht mal ein Laib Brot angeschnitten, ohne dass die Hausfrau mit dem Messer ein flüchtiges Kreuz über das Lebensmittel schlug. So wird Theologie zur Tischsitte. Mit dem Osterlamm wird die Fastenzeit festlich-kulinarisch beendet.

In Italien, wo gerade noch die kargen Cantucci als Gebäck die Fastenzeit markierten, bekommt das Osterlamm Flügel. Hier erhebt sich ein großer, gebackener Vogel und verkündet die Auferstehung Christi. Es ist die berühmt-bekannt Colomba di Pasqua. Sie trägt die Gestalt einer Taube – Friedensbotin, Geistsymbol, Zeichen des Neubeginns – und ist oft mit Mandeln und

Hagelzucker bekrönt. Inzwischen gibt es die Colomba in zahllosen Variationen. Gefüllt mit Nougatcreme oder Pistazienpaste, mit weichem Schokokern im Innern oder durchzogen von süßen Karamelschleifen hat die Colomba die Kreativität der Großbäckereien und handwerklichen Pasticceria angestachelt. Der Teig ist luftig und weich, und hier duftet alles nach Frühling. Die Colomba entsteht nicht aus einem klassischen Hefeteig, sondern ist aus lange warm geführtem Weizen-Sauerteig gebacken. Mit dieser langen Teigführung von bis zu 48 Stunden und im Dampfbackofen ausgebacken, weist ein echter Panettone im Innern die klassische, leicht zähe Konsistenz auf und schmeckt doch weich und buttrig, der Lievito madre, so die Bezeichnung für den italienischen Weizensauerteig, vollbringt hier wahre Wunder. Anders als beim deutschen Roggensauerteig ist das Ziel hier nicht

die Säure, sondern die fluffige Konsistenz der Krume.

Das Ei steht für das neue Leben

In Griechenland wiederum glänzt ein rot gefärbtes Ei im Kranz des Tsourekis, Symbol von Erneuerung und Auferstehung schlechthin. Der Zopf, parfümiert mit orientalischem Mahlep und herb-harzigen Mastix, ist weich und zugleich von symbolisch-ernster Strenge. Rot steht für das Blut Christi, das Ei für das Leben, das sich aus der Schale befreit. Wenn Familien am Ostersonntag die Ostereier aneinander-schlagen, gehört dieser Klang zum Fest. Es ist ein kleines Spiel: Kaputte Eierschale heißt, man hat verloren.

In Tschechien und der Slowakei wird der Mazanec angeschnitten, ein rundes Hefebrot mit Rosinen und Mandeln, dessen Oberfläche oft ein Kreuz zielt. Es ist das schlichte Pathos des Alltäglichen, das hier triumphiert: Brot als Grundnahrungsmittel wird zum Festzeichen. In Polen segnet man den Babka, einen hohen Gugelhupf, dessen Name an Großmutter-Klischees aus dem Kasperletheater erinnert. Auch Frankreich kennt seine österliche Süße. In der Provence formt man die Fougasse, ein mehr oder weniger blattähnliches Gebäck, das eigentlich an die Palmzweige erinnert, die den Einzug Jesu in Jerusalem begleiteten. Und in Spanien trägt die Mona de Pascua bunte Eier oder Schokoladenfiguren, dort ist Ostern ein Fest der Patenkinder; man schenkt Süßes ohne Saures als Zeichen liebender Verbundenheit.

Zwischen Nordsee und Ägäis, zwischen Atlantik und Karpaten teilen die Europäer ihre Bräuche des Backens, die Unterschiede würzen die gemeinsame Idee eines christlichen Europas. Das Osterlamm, die Colomba, das Tsourekis – sie sprechen verschiedene Sprachen und drücken doch das-selbe aus: Opfertod und neues Leben, die Gewissheit der Auferstehung.



Die italienische Colomba aus Weizensauerteig ist inzwischen auch über Italien hinaus ein beliebtes Ostergebäck. Die Taube gilt hier als Symbol der Anwesenheit Gottes und des Neubeginns.

Foto: Imago/Shotshop

Wenn der Tod zum Menschen kommt



Philip Hochmair verkörperte einen pulsierenden „Jedermann“ zwischen Atemlosigkeit und Beschleunigung; Juliette Larat (Glaube), Philipp Hochmair (Jedermann) und Kathleen Morgeneyer (Werke), Aufführung 2025. Foto: Imago/Eibner

„Jedermann“ und seine Gesichter: Wie große Schauspieler die berühmteste Rolle der Salzburger Festspiele prägten **VON HENRY C. BRINKER**

Hugo von Hofmannsthal's „Jedermann“ erzählt vom Zusammenbruch einer Existenz: Der wohlhabende Mann verliert Freunde, Besitz, Macht und schließlich sein Leben. Doch das Stück ist mehr als eine moralische Abrechnung. In seinem Kern trägt es eine vage, aber entscheidende Hoffnung – die Ahnung von Erlösung. Ist das Ende nicht gleichzeitig der wichtigste Anfang? Jedermann verliert sein Leben, und gewinnt es doch. Das Ende des Lebens ist sein eigentlicher Beginn.

Hofmannsthal knüpfte mit seinem 1911 entstandenen Spiel bewusst an die Tradition der mittelalterlichen Moralitäten an. Mahnend, doch unterhaltend, distanziert, doch einladend. Sein Vorbild war das englische Mysterienspiel „Everyman“, das den Weg eines Menschen vor das göttliche Gericht schildert. Diese christliche Tradition kennt den Tod nicht als endgültige Auslöschung, sondern als Übergang. Der Mensch wird zur Rechenschaft gerufen, doch er bleibt offen für Gnade. Bis ganz zum Schluss. Als der reiche Mann erkennt, dass ihm Besitz und Freunde nichts nützen, beginnt seine Umkehr. Reue und Beichte stärken die Guten Werke als verkörperte Bühnenfigur – und geben seiner Seele wieder Gewicht. Dieser Moment ist der eigentliche Wendepunkt des Stücks: die Erkenntnis, dass selbst im letzten Augenblick noch eine Rückkehr möglich ist.

Der Tod erscheint bei Hofmannsthal zwar unerbittlich, aber nicht als Vernichter um der Zerstörung willen. Gewaltenteilung: Er ist Bote und Grenzgänger, nicht Richter. Am Ende wird Jedermanns Seele von Engeln aufgenommen – eine Szene, die an mittelalterliche Darstellungen der „ars moriendi“, der Kunst des christlichen Sterbens, erinnert. Das Drama endet daher nicht im Grab, sondern im Horizont der Erlösung.

Viele große Schauspieler haben diese Anlage des Stücks zwischen Tod und Erlösung ergreifend umgesetzt. Der klassische, weltmännische Jedermann war lange Zeit der von Curd Jürgens. Seine Interpretation in den Siebziger Jahren war die eines souveränen Grandseigneurs, eines Mannes, der sich seiner Macht und seines Reichtums vollkommen bewusst ist. Jürgens, „Des Teufels General“ und ein Mann, den die Frauen liebten, spielte keinen vulgären Emporkömmling, sondern einen aristokratischen Bonvivant.

„Jedermann“ ist keine feste Figur, sondern eine Projektionsfläche. Jede Generation erkennt in ihm ihr eigenes Bild vom Menschen – seinen Stolz, seine Verblendung und seine späte, nie ganz zu späte Einsicht.“

Gerade diese unantastbare Eleganz machte den Sturz umso dramatischer: Wenn der Tod kam, verlor hier nicht ein Geschäftsmann seine Konten, sondern ein Souverän seinen Geltungsbereich. Jürgens' Jedermann war damit eine Figur des europäischen Bürgertums in seiner Spätphase – glänzend, kultiviert, aber innerlich hohl. Aber auch er: schlussendlich

machtlos vor dem göttlichen Erlösungswerk.

Ganz anders Maximilian Schell, der danach den Jedermann verkörperte. Bei ihm trat an die Stelle des mondänen Weltmannes der Intellektuelle. Schell spielte die Rolle mit nervöser Energie, fast modernistisch, als existenzielle Krise eines denkenden Menschen. Sein Jedermann war weniger ein Reicher als ein Suchender. Der Moment der Erkenntnis – dass Besitz, Freunde und Macht ihn verlassen – wurde bei Schell zu einem philosophischen Erwachen. Hofmannsthal's Mysterienspiel rückte damit näher an das existenzialistische Theater des 20. Jahrhunderts. Seine Erlösung – eine ganz und gar im Irdischen verhaftete Perspektive.

Mit Klaus Maria Brandauer kam eine eruptive, barocke Kraft auf den Domplatz. Sein Jedermann war eine Figur der Extreme. Brandauer spielte den Reichen als charismatischen Machtmenschen, als Titan der Selbstgewissheit. Sein Pathos, seine Stimme, seine körperliche Präsenz machten den Domplatz zur Bühne eines moralischen Welttheaters. Wenn Brandauer tobte, war das weniger psychologische Darstellung als elementare Geste. Sein Zusammenbruch wirkte entsprechend monumental – der Sturz eines Herrschers, dessen Fallhöhe die Umkehr umso eindringlicher erfahrbar werden ließ. Brandauer holte den Himmel nach Salzburg zurück.

Eine neue, nahbar-erfahrbare Dimension lieferte Tobias Moretti in den 2010er-Jahren. Sein Jedermann war weniger Monument als Mensch. Moretti legte die Rolle stärker psychologisch an, mit Brüchen und Momenten der Selbstzweifel. Der Reichtum erschien nicht mehr als souveräne Macht, sondern als Last. Diese Interpretation passte zu einer Zeit, in der wirtschaftlicher Erfolg moralisch ambivalenter betrachtet wird. Moretti's Jedermann war kein Dauer-Sieger, der plötzlich verliert,

sondern ein heillos Getriebener, der fast zu spät das Heil erkennt, welches ihm wirklich fehlt.

Mit Lars Eidinger betrat schließlich eine radikal moderne Lesart die Bühne. Sein Jedermann war ein exzessiver Gegenwartsmensch, ein rastloser Player zwischen Narzissmus und Selbstverachtung. Eidinger brachte körperliche Unruhe, Ironie und Provokation in die Rolle. Er spielte den Reichen wie einen Menschen aus der Welt der sozialen Medien und stampfenden Beats der Techno-Klubs: permanent in Bewegung, permanent auf sich selbst bezogen. Wenn der Tod erscheint, wirkt das nicht wie göttliches Gericht, sondern wie ein plötzliches Innehalten der Zeit. Ungläubig-staunend blickt Eidinger auf die Ereignisse – und muss doch auf die Handlungshoheit bei den letzten Dingen verzichten.



Klaus Maria Brandauers „Jedermann“, hier ein Bild von 1983, setzt bis heute gültige Maßstäbe. Foto: Imago/United Archives

Ganz im Spiel der Identitäten bewegt sich wiederum Philipp Hochmair, der den Jedermann seit 2018 mit elektrischer Energie spielt. Hochmairs Interpretation ist körperlich, rhythmisch, fast musikalisch, scheut aber vor einer personalen Festlegung zurück. Sogar seine Blasphemie wirkt wie Selbstbetäubung, weil voraussetzungslos. „Welcher Typ bin ich eigentlich?“ Er weiß es nicht. Sein Jedermann ist weniger ein wohlhabender Bürger als ein gehetzter Performer des Lebens, der seine Nächte in der Berghain-Disco verdaddelt. Hochmair spricht Hofmannsthal's Verse mit einer Geschwindigkeit und Intensität, die den Text neu hörbar macht, Techno-Dichtung auf Koks. Die Figur erscheint bei ihm als Mensch der beschleunigten Gesellschaft – reich, erfolgreich, erlösungsbedürftig. Aber weiß er auch um diese Erlösungsbedürftigkeit, oder überkommt sie ihn als Verheißung aus einer unbekanntem Welt, von der die frühen Jedermann der Vergangenheit zumindest wussten – oder eine Ahnung hatten.

Der Klassiker dieser Reihe bleibt dennoch Brandauer, dessen Interpretation bis heute als Maßstab gilt. Doch gerade im Vergleich wird deutlich, wie sehr sich die Figur verändert hat. Während Jürgens noch den souveränen Bürger verkörperte, zeigen Hochmair oder Eidinger den ruhelos-rastlosen Menschen der Gegenwart, an dem die sinnstiftenden Angebote der Erlösung eigentlich vorbeigehen müssten. Und doch kommen sie selbst da zum Tragen. Niemand ist ganz verloren. Hofmannsthal's „Jedermann“ ist keine feste Figur, sondern eine Projektionsfläche. Jede Generation erkennt in ihm ihr eigenes Bild vom Menschen – seinen Stolz, seine Verblendung und seine späte, (hoffentlich) nie ganz zu späte Einsicht. Der Tod, er bleibt derselbe, der Mensch, der ihm begegnet, verändert sich. Und mit ihm der Jedermann.

Die gesamte Auswertung der Umfrage finden Sie hier:



Der Tod und die Deutschen

1. Leben nach dem Tod

Eine relative Mehrheit der Deutschen (43 Prozent) glaubt nicht an ein Leben nach dem Tod. Je jünger, desto gläubiger: 43 Prozent der 18- bis 29-Jährigen glauben an ein Leben nach dem Tod. Mit steigendem Alter sinkt dieser Glaube: Nur 22 Prozent der Über-70-Jährigen glauben an ein Leben nach dem Tod. Muslime glauben eher als Katholiken: Weniger als die Hälfte der Katholiken (47 Prozent) glauben an ein Leben nach dem Tod, aber 58 Prozent der Muslime, ebenso wie 58 Prozent der Freikirchler. Bei den evangelisch-landeskirchlichen Protestanten sind es 40 Prozent. Mit 64 Prozent glauben die Konfessionslosen

weit vor allen anderen befragten Gruppen am seltensten an ein Leben nach dem Tod.

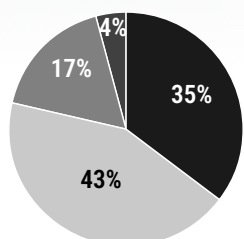
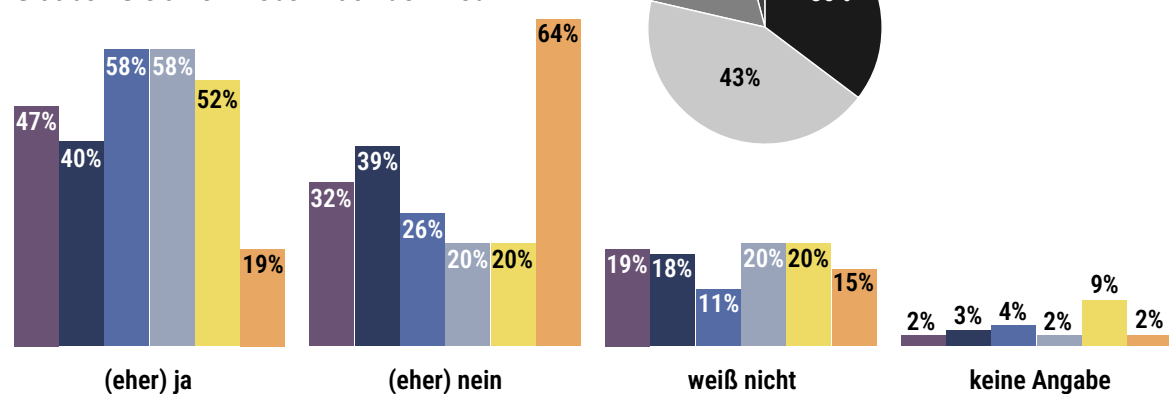
Die, die an ein Leben nach dem Tod glauben,

- glauben überdurchschnittlich häufig (20,5 Prozent vs. 13 Prozent), dass die Wissenschaft eines Tages den Tod besiegen kann.
- glauben überdurchschnittlich häufig (48,8 Prozent vs. 24 Prozent) daran, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist.

Im Auftrag der „Tagespost“ hat das Meinungsforschungsinstitut INSA im März eine repräsentative Umfrage unter erwachsenen deutschen Staatsbürgern durchgeführt. Speziell unter den Gesichtspunkten der Religionszugehörigkeit und des Alters bietet die Umfrage einige wertvolle Einsichten in den Umgang der Deutschen mit den Themen Tod und Ewigkeit.

2 002 Personen aus Deutschland ab 18 Jahren nahmen an der Befragung teil. Die Umfrage wurde als Online-Befragung durchgeführt.

Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

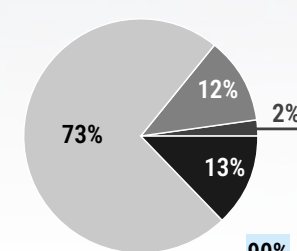
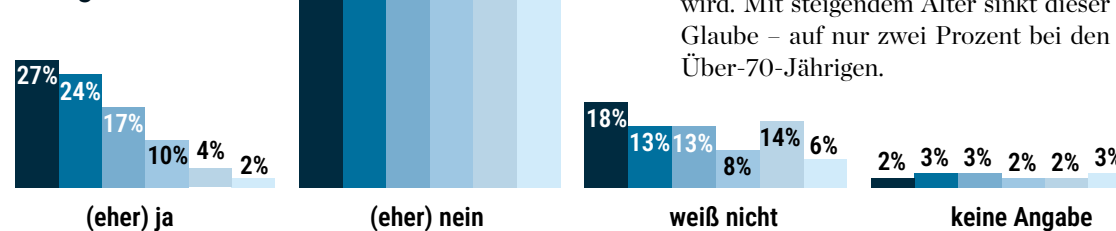


Legende

- römisch-katholisch
- evangelisch-landeskirchlich
- freikirchlich
- islamisch
- sonstige Religion und Konfession
- konfessionslos
- 18 bis 29 Jahre
- 30 bis 39 Jahre
- 40 bis 49 Jahre
- 50 bis 59 Jahre
- 60 bis 69 Jahre
- ab 70 Jahre
- (eher) ja
- (eher) nein
- weiß nicht
- keine Angabe

4. Wissenschaft und Unsterblichkeit

Glauben Sie, dass die Wissenschaft (z.B. Technik, KI, Medizin) eines Tages den Tod besiegen kann?



Eine absolute Mehrheit der Deutschen (73 Prozent) glaubt nicht, dass die Wissenschaft (z.B. Technik, KI, Medizin) eines Tages den Tod besiegen kann.

Fortschrittsoptimismus hat ein Geschlecht: Mit 18 Prozent glauben doppelt so viele Männer wie Frauen, dass die Wissenschaft eines Tages den Tod besiegen wird.

Je jünger, desto optimistischer: Mit 27 Prozent glaubt mehr als ein Viertel der 18- bis 29-Jährigen, dass die Wissenschaft eines Tages den Tod besiegen wird. Mit steigendem Alter sinkt dieser Glaube – auf nur zwei Prozent bei den Über-70-Jährigen.

2. Angst vor dem Tod

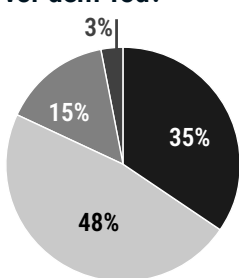
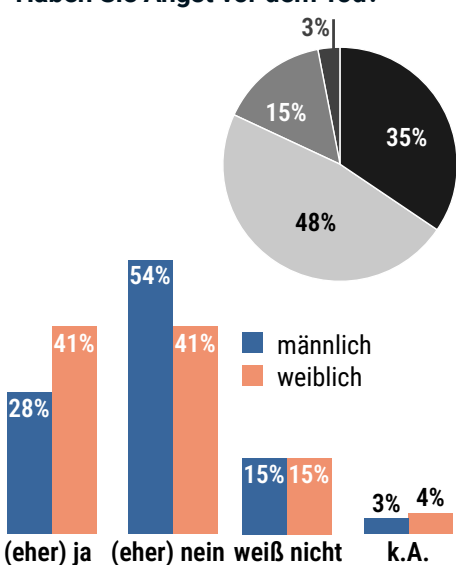
Eine relative Mehrheit der Deutschen (48 Prozent) hat keine Angst vor dem Tod. Frauen (41 Prozent) haben signifikant häufiger Angst vor dem Tod als Männer (28 Prozent).

„Heidenangst“? Mit 54 Prozent haben die Konfessionslosen seltener Angst vor dem Tod als alle anderen Befragten.

Ausnahme Islam: Mit 43 Prozent haben mehr Muslime Angst vor dem Tod als die übrigen Gruppen. Der Islam ist die einzige (Religions-)Gruppe, bei der mehr Menschen Angst vor dem Tod haben (43 Prozent) als keine Angst (38 Prozent).

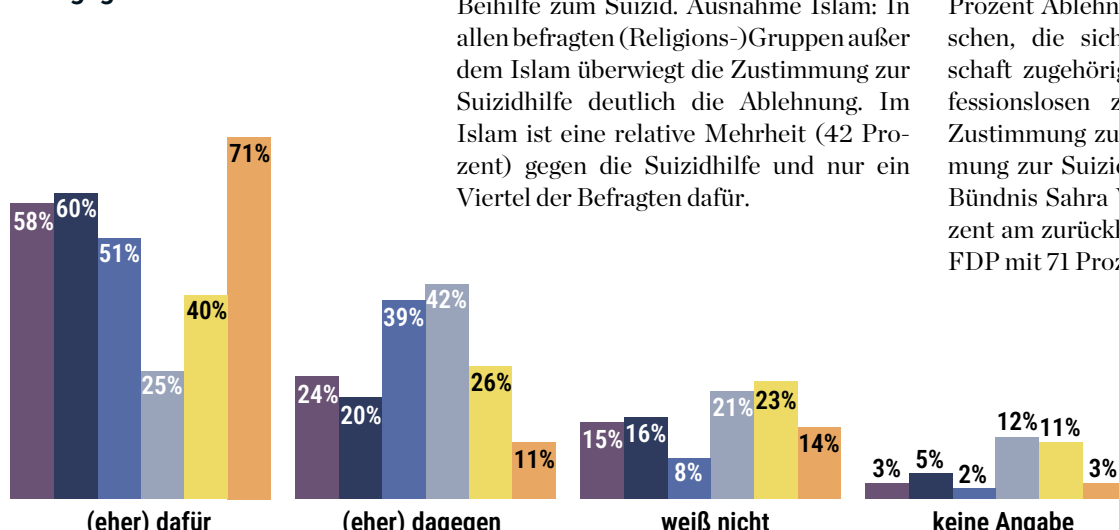
Bei den Katholiken halten sich diejenigen, die Angst vor dem Tod haben (41 Prozent), und diejenigen, die keine Angst vor dem Tod haben (44 Prozent), nahezu die Waage.

Haben Sie Angst vor dem Tod?



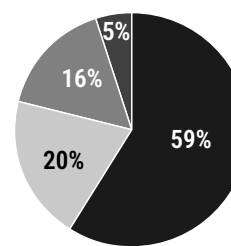
5. Beihilfe zum Suizid

Sind Sie grundsätzlich für oder gegen Suizidhilfe?



Eine absolute Mehrheit der Deutschen (59 Prozent) befürwortet grundsätzlich die Beihilfe zum Suizid. Ausnahme Islam: In allen befragten (Religions-)Gruppen außer dem Islam überwiegt die Zustimmung zur Suizidhilfe deutlich die Ablehnung. Im Islam ist eine relative Mehrheit (42 Prozent) gegen die Suizidhilfe und nur ein Viertel der Befragten dafür.

Katholiken sind in der absoluten Mehrheit (58 Prozent) für Suizidhilfe, bei nur 24 Prozent Ablehnung. Trotzdem sind Menschen, die sich einer Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen, gegenüber Konfessionslosen zurückhaltender in ihrer Zustimmung zur Suizidhilfe. Die Zustimmung zur Suizidhilfe ist bei Wählern des Bündnis Sahra Wagenknecht mit 56 Prozent am zurückhaltendsten, bei denen der FDP mit 71 Prozent am höchsten.

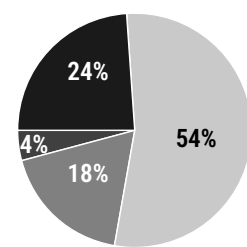
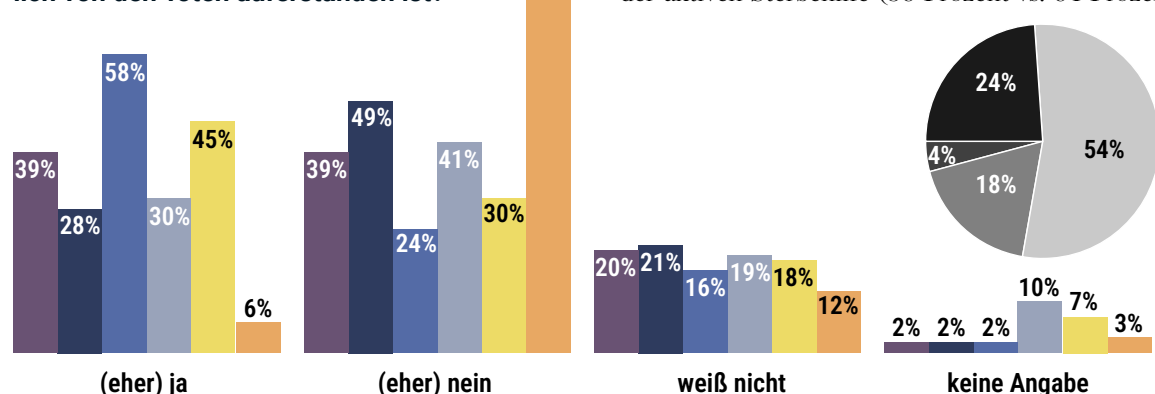


3. Die Auferstehung Jesu Christi

Eine absolute Mehrheit der Deutschen (54 Prozent) glaubt (eher) nicht daran, dass Jesus Christus körperlich von den Toten auferstanden ist. Aber: Fast ein Drittel (31 Prozent) der 18- bis 29-Jährigen glaubt, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist. Bei den Über-70-Jährigen sind es nur noch 17 Prozent. Kurios: Auch 30 Prozent der befragten Muslime glauben, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist – mehr als die evangelisch-landeskirchlichen Christen, von denen nur 28 Prozent dies glauben.

Mit 58 Prozent glauben die Freikirchlicher am häufigsten an die Auferstehung Jesu Christi – häufiger als die Katholiken mit 39 Prozent. Die, die daran glauben, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist, glauben häufiger als der Durchschnitt (73,3 Prozent vs. 35 Prozent) an ein Leben nach dem Tod, haben häufiger (44,5 Prozent vs. 35 Prozent) Angst vor dem Tod und glauben überdurchschnittlich häufig (27,5 Prozent vs. 13 Prozent), dass die Wissenschaft eines Tages den Tod besiegen kann. Auch sind sie etwas weniger häufig als der Durchschnitt für Suizidhilfe (51,9 Prozent vs. 59 Prozent) und für die Legalisierung der aktiven Sterbehilfe (56 Prozent vs. 64 Prozent).

Glauben Sie, dass Jesus Christus körperlich von den Toten auferstanden ist?



6. Legalisierung der aktiven Sterbehilfe

Mit 64 Prozent ist eine absolute Mehrheit der Deutschen für eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe (= aktive Tötung eines Menschen auf dessen Bitte hin, z.B. durch einen Arzt oder einen Angehörigen). Je jünger, desto zurückhaltender fällt die Zustimmung aus: 55 Prozent der 18- bis 29-Jährigen sind für eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe. Mit steigendem Alter steigt die Zustimmung sogar bis auf 72 Prozent bei den

Über-60-Jährigen. Auch hier bildet der Islam die Ausnahme: In allen befragten (Religions-)Gruppen außer dem Islam überwiegt die Zustimmung zur Legalisierung der aktiven Sterbehilfe die Ablehnung. Im Islam ist eine relative Mehrheit (40 Prozent) gegen aktive Sterbehilfe und 29 Prozent der Befragten dafür. Katholiken sind in der absoluten Mehrheit (63 Prozent) für Suizidhilfe, bei 21 Prozent Ablehnung.

Sind Sie für oder gegen eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe (=aktive Tötung eines Menschen auf dessen Bitte hin, z.B. durch einen Arzt oder Angehörigen) in Deutschland?

